

# ZEITSCHRIFT FÜR BAYERISCHE KIRCHENGESCHICHTE

---

88. JAHRGANG 2019



Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte ISSN 0342–4316

88. Jahrgang 2019

---

HERAUSGEBER:

Im Auftrag des Vereins für bayerische Kirchengeschichte: Rudolf Keller, Ansbach (Aufsatzteil – Schriftleitung) · Wolfgang Huber, Marburg (Buchbesprechungen – Koordination und Redaktion).

Die Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte erscheint jährlich. Der Bezugspreis beträgt 30 Euro. Mitgliedern des Vereins für bayerische Kirchengeschichte wird sie kostenlos abgegeben. Die Zeitschrift ist durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt beim Verein für bayerische Kirchengeschichte, c/o Landeskirchliches Archiv, Veilhofstraße 8, 90489 Nürnberg, E-Mail: vereinbkg@gmx.de.

Zuschriften, Anfragen und Manuskripte für den Aufsatzteil sind zu richten an Pfarrer i.R. Prof. D. Dr. theol. habil. **Rudolf Keller**, Seckendorffstraße 14, 91522 Ansbach (Tel. 0981/97778650, Fax 0981/97778640, E-Mail: DrRudolfKeller@web.de).

Anfragen und Besprechungsexemplare für den Rezensionsteil und Rezensionen-Manuskripte für die Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte sind zu senden an Pfarrer **Wolfgang Huber**, Über der Kirch 1 D, 35041 Marburg, E-Mail: huber@universitaetskirche.de. Redaktionsschluss Rezensionen: **15. Oktober 2020**.

Bei unverlangt eingesandten Beiträgen und Rezensionsexemplaren kann keine Gewähr für Rücksendung bzw. Besprechung übernommen werden. Nach Erscheinen von Rezensionen erhalten die Verlage und die Rezensenten je ein Belegstück.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Alle Urheber- und Verlagsrechte sind vorbehalten. Für alle Beiträge und Rezensionen tragen nach Form und Inhalt die Verfasser die Verantwortung.

---

Verlag: Verein für bayerische Kirchengeschichte · Veilhofstraße 8 · 90489 Nürnberg  
email: vereinbkg@gmx.de.

Druck: VDS  VERLAGSDRUCKEREI Schmidt, 91413 Neustadt an der Aisch

## INHALTSVERZEICHNIS

Rößler, Hans: Wilhelm Löhe und die Nürnberger Patrizierfamilie von Tucher . . . .	1
Schmeiser, Norbert: Bayerische Dominikanerinnen des 14. Jahrhunderts als Leserinnen des ‚Fließenden Lichts der Gottheit‘ . . . . .	32
Schneider, Hans: Wolfgang Volprecht († 1528). Nürnberger Augustinereremit und evangelischer Prediger . . . . .	51
Schmid, Alois: Magister Johannes Erber. Ein unbekannter Pädagoge und Mediziner des Humanismus in Oberdeutschland . . . . .	78
Seitz, Reinhard H.: Der Pfarrer Lorenz Drechsler (Drechsel) aus Dresden (1527/29–1591), zuletzt Hofprediger in Neuburg a. d. Donau, und seine Familie. . . . .	93
Freller, Thomas: Joseph Petzl – Priester, Komtur, Wissenschaftler. Eine geistliche Karriere in einer Zeit des Umbruchs . . . . .	134
Legde, Andrea: St. Peter, Kirche zu Wengen . . . . .	153
Kuhn, Thomas K.: Aufgeklärte Diakonie. Zum sozialen Handeln des Christentums im 18. Jahrhundert . . . . .	177
Greif, Thomas: „Es fehlt uns jeder organisatorische Zusammenschluß ...“ Die Neuorganisation der diakonischen Arbeit in Bayern nach 1945 . . . . .	198
Wallmann, Johannes: Martin Luther im Spiegel der Literatur . . . . .	208
Wallmann, Johannes: Lutherausgaben in der Zeit des Nationalsozialismus. Eine Buchbesprechung . . . . .	219

## IV

### Buchbesprechungen

1. Allgemeine Kirchengeschichte/Universalgeschichte . . . . .	(Nr. 2135–2148)	226
1.1. Übergreifend/Vor 1500 . . . . .	(Nr. 2135–2137)	226
1.2. 16./17./18. Jahrhundert . . . . .	(Nr. 2138–2145)	233
1.3. 19./20. Jahrhundert / Zeitgeschichte . . . . .	(Nr. 2146–2152)	249
2. Außerbayerische Territorialkirchengeschichte . . . . .	(Nr. 2153–2158)	260
3. Bayerische Kirchengeschichte . . . . .	(Nr. 2159–2177)	273
3.1. Übergreifend/Vor 1500 . . . . .	(Nr. 2159–2167)	273
3.2. 16./17./18. Jahrhundert . . . . .	(Nr. 2168–2174)	289
3.3. 19./20. Jahrhundert/Zeitgeschichte . . . . .	(Nr. 2175–2177)	301
4. Kunst- und Kulturgeschichte . . . . .	(Nr. 2178–2180)	306
Bericht über die Vereinsarbeit . . . . .		310
Personenregister . . . . .		316
Ortsregister . . . . .		324

## Besprochene Werke

Agethen: Apographa epistolarum – Die Tegernseer Briefsammlung des 15. Jahrhunderts (Köpf) .....	(Nr. 2163)	278
Arnold: Albert Schweitzer. Seine Jahre im Elsass .....	(Nr. 2147)	252
Barnes: Die deutschen Kalenderschreiber ... 1531–1630 (Keller) .....	(Nr. 2179)	307
Barth: Vorträge und kleinere Arbeiten 1934–1935 (Huber) .....	(Nr. 2150)	255
Blume: Der neue jüdische Friedhof Fürth (Herz) .....	(Nr. 2180)	308
Brandt: Die Patene im Hochmittelalter (Keller) .....	(Nr. 2178)	306
Campi / Burnett (Hg.): Die schweizerische Reformation (Huber) .....	(Nr. 2153)	260
Deutinger (Hg.): Die Abtei Niederaltaich (Unterburger) .....	(Nr. 2160)	274
Dingel (Hg.): Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche (Ilić) .....	(Nr. 2136)	227
Dingel u.a. (Hg.): Flacius (Keller) .....	(Nr. 2144)	244
Ehmann: Geschichte der Ev. Kirche in Baden, Bd.1: Reformatorische Bewegungen (Huber) .....	(Nr. 2155)	264
Heckel: Martin Luthers Reformation und das Recht (Huber) .....	(Nr. 2139)	234
Henker u.a. (Hg.): FürstenMacht ... Reformation und Gegenreformation ... Pfalz-Neuburg (Huber) .....	(Nr. 2170)	291
Hermle / Lepp / Oelke (Hg.): Christlicher Widerstand (Blaufuß) .....	(Nr. 2148)	252
Herzog / Schmidt (Hg.): Katholische Aufklärung im Benediktinerreichsstift Irsee (Unterburger) .....	(Nr. 2174)	299
Hönle: Pfarrkirche und Pfarrgemeinde St. Salvator in Nördlingen (Keller) .....	(Nr. 2166)	284
Kaiser (Hg.): Hans von Soden. Leben und Werk (Huber) .....	(Nr. 2157)	268
Keßler: Luthers Schriften für die Gegenwart (Wallmann) .....		219
Kohlschein / Zeißner (Hg.): Gottesdienst im Bamberger Dom ... 1730 (Kerner) .....	(Nr. 2173)	297
Kroll u.a. (Hg.): Deutschland und die britischen Inseln im Reformationsgeschehen (Keßler) .....	(Nr. 2145)	246
Kümper: Zwischen Landesherren und Laienkelch [Wasserburg, Reformation] (Huber) .....	(Nr. 2168)	289
Kümper / Fischer: Quellen zur Kaufbeurer Reformationsgeschichte (Huber) .....	(Nr. 2169)	290
Laschinger (Hg.): Glaube und Herrschaft. Amberg und die Reformation (Keller) .....	(Nr. 2171)	293
Lausser: St. Martin zu Kaufbeuren. Zur Geschichte einer schwäbischen Stadtpfarrkirche (Huber) .....	(Nr. 2165)	284

Mecklenburg: Der Prophet der Deutschen. Martin Luther ... (Wallmann) .....		208
Melanchthons Briefwechsel, Band T18 (Keller) .....	(Nr. 2142)	239
Melanchthons Briefwechsel, Band 13 (Keller) .....	(Nr. 2143)	242
Morsey: Fritz Gerlich, ein früherer Gegner Hitlers (Huber) .....	(Nr. 2176)	303
Müller: Argument und Einsicht. Studien zur Kirchengeschichte Bayerns (Kerner) .....	(Nr. 2137)	230
Niemöller: Gedanken über den Weg der christlichen Kirche, hg. A. Christophersen und B. Ziemann (Schneider) .....	(Nr. 2151)	257
Roeck: Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance (Huber) .....	(Nr. 2135)	226
Rotter: Religiös geprägte Lebenswelt in [...] Dinkelsbühl 1350 bis 1660 (Gößner) .....	(Nr. 2167)	287
Rupp: Peter Paul Cadonau (1891–1972) [Graubünden] (Simon) .....	(Nr. 2158)	270
Schmid (Hg.): Das alte Bayern. Von der Vorgeschichte bis zum Hochmittelalter (Huber) .....	(Nr. 2159)	273
Schneider u.a. (Hg.): Zwischen Bekenntnis ... 100 Lebensbilder [Ev. Kirche im Rheinland ] (Zeiß-Horbach) .....	(Nr. 2156)	265
Schuster: Dialogflugschriften der frühen Reformationszeit (Hohenberger) .....	(Nr. 2140)	235
Sommer: Nationalsozialismus und Luthertum (Rößler) .....	(Nr. 2149)	254
Stegmann: Die Reformation in der Mark Brandenburg (Huber) .....	(Nr. 2154)	262
Steiner: Das Urbare des Hochstifts Augsburg von 1316 (Eberl) .....	(Nr. 2162)	276
Wallmann: Martin Luthers Judenschriften, 2. Aufl. (Köpf) .....	(Nr. 2141)	238
Wallmann: Die Evangelische Gemeinde in Theresienstadt (Sommer) .....	(Nr. 2146)	249
Wappmann: Regensburger Pfarrerbuch (Leeb) .....	(Nr. 2172)	295
Weber: Handlungsspielräume [Dekanate Bayreuth und Coburg in der NS-Zeit] (Herz) .....	(Nr. 2177)	304
Wirth (Hg.): Kloster Scheyern. 900 Jahre Benediktiner (Huber) .....	(Nr. 2161)	276
Wolgast: Aufsätze zur Reformations- und Reichsgeschichte (Wolf) .....	(Nr. 2138)	233
Wüst / Machilek (Hg.): Neunkirchen am Brand. Geschichte (Jung) .....	(Nr. 2164)	281
Wüstner: Das Leben und Wirken des Christoph von Schmid (Rupp) .....	(Nr. 2175)	301
Ziemann: Martin Niemöller (Schneider) .....	(Nr. 2152)	257

# Lutherausgaben in der Zeit des Nationalsozialismus

Eine Buchbesprechung

von Johannes Wallmann

KESSLER, Martin: *Luthers Schriften für die Gegenwart. Drei konkurrierende Editionsprojekte in den 1930er und 1940er Jahren.* – Tübingen: Mohr Siebeck, 2019. – 256 S., kart. – ISBN 978-3-16-158938-6.

Dass neben der bekannten Weimarer Lutherausgabe, der letzten wissenschaftlichen Gesamtausgabe von Luthers Schriften, Predigten und Briefen, eine für die Gegenwart bestimmte „Kleine Weimarer Luther-Ausgabe“ geplant war, die nie zur Vollendung kam, ist kaum bekannt. Einzig im Briefwechsel Rudolf Hermanns mit Erich Seeberg wird davon gesprochen.<sup>1</sup> In der Lutherforschung ist der Plan dieser Lutherausgaben nie erwähnt worden. Martin Keßler, Schüler von Thomas Kaufmann (Göttingen) und Heisenberg-Professor für neuzeitliche Kirchengeschichte in Frankfurt am Main, stieß bei seinen Studien zu einem Aufsatz<sup>2</sup> in den Akten der Luther-Gesellschaft wiederholt auf die häufige Erwähnung dieses Plans, neben dem er noch die Planung zweier weiterer Lutherausgaben entdeckte. Als ihm klar wurde, dass es sich bei seiner Entdeckung um einen „editionsgeschichtlichen Kriminalfall“ (S. VII) handele, machte er sich an die Arbeit, diesem Kriminalfall nachzugehen, zunächst aus den in Wittenberg liegenden Akten der Luther-Gesellschaft, dann, was die Archivalien angeht, aus dem Gesamtbestand der gegenwärtig verfügbaren Quellen in den Archiven, hauptsächlich dem Bundesarchiv und dem Evangelischen Zentralarchiv, dazu verschiedenen Universitätsarchiven, schließlich aus der Literatur über diese Zeit. So entstand ein Buch über diese drei Editionsprojekte, die nach ihren Motiven, ihren Konzeptionen, der Materialauswahl, ihrer finanziellen Ermöglichung und ihrer kirchengeschichtlichen Bedeutung untersucht werden. Da diese drei Editionsprojekte in sachlichem Zusammenhang mit der von Johannes Schilling geplanten neuen Lutherausgabe stehen, widmete er Johannes Schilling, dem gegenwärtigen Präsidenten der Luther-Gesellschaft, das Buch als Dank für die zwei Jahrzehnte seiner Präsidentschaft.

Lohnt es sich, Plänen von Lutherausgaben, die nie zustande kamen, nachzugehen und sie in unsere Erinnerungskultur zurückzuholen? Wenn man an die Lutherforschung denkt, lohnt sich die Mühe, den Plänen nie zustande gekommener Ausgaben nachzugehen, wegen der Vielzahl solcher Pläne sicherlich nicht. Schon über die zustande gekommenen Lutherausgaben wissen wir zu wenig. Die Lutherausgabe von Gustav Pfizer 1840, die ich in ZBKG 2016 beschrieben habe,<sup>3</sup> ist selbst dem Autor des vorliegenden Buches unbekannt. Wozu sollen wir uns an Lutherausgaben, die nie zustande gekommen sind, erinnern? Doch es ist die

<sup>1</sup> Arnold WIEBEL (Hg.): *Rudolf Hermann – Erich Seeberg. Briefwechsel 1920–1945*, Frankfurt/M. 2003 (= GThF 7).

<sup>2</sup> Martin KESSLER: *Das Luthertum um 1918 im Spiegel seiner Zeit*, in: *Lutherjahrbuch* 86 (2019), S. 174–228.

<sup>3</sup> Johannes WALLMANN, *Luthers ‚Judenschriften‘ im 19. und 20. Jahrhundert. Nachträge*, in: *ZBKG* 85 (2016), S. (180–209) 183–187.

zweite Hälfte des Dritten Reiches, die Zeit Ende des Kirchenkampfs bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, hauptsächlich die Jahre 1943 bis 1945, in denen zahlreiche Theologen unterschiedlicher Disziplinen, hauptsächlich der Systematischen Theologie und der Kirchengeschichte, über die Pläne zu einer für die Gegenwart bestimmten Lutherausgabe verhandeln und streiten. Wir haben in den Jahren vor dem Reformationsjubiläum 2017 für die frühen Jahre des Zweiten Weltkrieges eine immense Literatur zur Erforschung des Eisenacher Instituts zur Erforschung des Einflusses des Judentums auf das Leben der evangelischen Kirche erhalten. Die späten Jahre des Zweiten Weltkrieges sind für Kirchengeschichtsforschung eine *Tabula rasa*. Für diese kirchengeschichtlich dunklen Jahre lohnt sich diese Erinnerung unbedingt.

Der Plan zu der „Kleinen Weimarer Lutherausgabe“ ist lange vor dem Krieg entstanden. Er stammt von Theodor Knolle (1885–1955), 1924 Hauptpastor an St. Petri in Hamburg, 1933 Hamburger Generalsuperintendent, der wegen seines Widerstands gegen die Integration der Hamburgischen Kirche in die Reichskirche als Mitglied der BK von den DC 1934 abgesetzt wurde und seitdem für die Luther-Gesellschaft tätig war, der er schon seit ihrer Gründung häufig als Autor von Beiträgen gedient hatte. Erstmals in Briefen aus dem Jahre 1937 äußert er den Plan, beim Verlag Böhlau neben die große Weimarer Ausgabe eine Lutherausgabe zu stellen, in der in Anpassung an den Sprachgebrauch der Gegenwart die deutschen Schriften Luthers möglichst vollständig der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen, nicht in zeitlicher Reihenfolge, sondern sachlich geordnet. Ein Editionsprojekt, das, weil nicht an eine Auswahlgabe gedacht wird, an die Lutherausgabe von Theodor Pfizer aus dem Jahr 1840 erinnert. Allerdings hatte Pfizer die lateinischen Schriften übersetzt, während Knolle nur eine Gesamtausgabe der deutschen Schriften plante. Außerdem hatte Pfizer aus seiner Gesamtausgabe der reformatorischen Schriften Luthers die erbaulichen Schriften und die Predigten ausgeschlossen, von den späten Judenschriften nur ‚Von den Juden und ihren Lügen‘ (1543) aufgenommen. Auch diese Unvollständigkeit verbindet Pfizers Lutherausgabe mit dem Plan der Lutherausgabe von Knolle.

Dass Keßler, der häufig den Vergleich mit anderen Lutherausgaben zieht, Pfizers Lutherausgabe nicht kennt, muss man kritisieren, denn von ihr wird in einem Band berichtet, an dem Thomas Kaufmann mitgearbeitet hat.<sup>4</sup> Der Vergleich mit der Pfizerschen Lutherausgabe hätte vieles anschaulicher gemacht als der von Keßler angestellte Vergleich mit der Lutherausgabe von Perthes aus dem frühen 19. Jahrhundert. Diese Kenntnislücke mindert die Darstellung, aber nicht die Ergebnisse Keßlers, weil weder Knolle noch Seeberg und Aland, von denen seine Untersuchung handelt, von Pfizers Ausgabe wussten. Während Pfizer in einem starken Folioband eine deutschsprachige Lutherausgabe unterbrachte, veranschlagte Knolle anfangs 30 Bände, ging aber schon im Folgejahr auf 24 Bände, nach dem Übergang von Böhlau auf C. Bertelsmann auf 18 Bände zurück. Dazu plante er, wozu zuerst Paul Althaus geraten hatte, auch Übersetzungen der lateinischen Schriften in seine Lutherausgabe aufzunehmen. Keßlers ausführlichen Bericht über die Frage der Honorare für die Mitarbeiter und die Einwerbung von Fördermitteln übergehe ich, da nichts über die Personen berichtet wird, an die Honorare ausgezahlt wurden, was nach Keßler damit zusammenhängt, dass Knolle diese Ausgaben als seine persönliche Angelegenheit angesehen hat. Auch übergehe ich die Nachkriegszeit, die Keßler bis zum Tod Knolles 1955 darstellt.

<sup>4</sup> Dorothea WENDEBOURG, Die Bekanntheit von Luthers Judenschriften im 19. und 20. Jahrhundert, in: Dorothea WENDEBOURG / Andreas STEGMANN, Martin OHST (Hg.), Protestantismus – Antijudaismus – Antisemitismus. Konvergenzen und Konfrontationen in ihren Kontexten, Tübingen 2017, S. 145–177.



Zu dem von Knolle seit 1937 verfolgten Plan tritt 1943 der Plan von Erich Seeberg, eine zwanzigbändige Lutherausgabe herauszubringen, außerdem im gleichen Jahr der Plan von Kurt Aland, der mit dem Klotz-Verlag eine zehnbändige deutsche Lutherausgabe herausbringen wollte. Aland hat seine zehnbändige Lutherausgabe früh als Auswahlgabe gekennzeichnet und sich darin von Knolles Lutherausgabe, von der er 1942 erfuhr, unterschieden. Außerdem unterschied er sich von Knolle darin, dass er von vornherein in seine deutsche Lutherausgabe auch die lateinischen Schriften (in Übersetzung) aufnehmen wollte. Die Konzeption von ‚Luther Deutsch‘ ist also schon 1943 erkennbar. Knolle sah darin kein Konkurrenzunternehmen. Von diesen drei Planungen ist diejenige Alands die einzige, die nach dem Krieg 1947 durch ‚Luther Deutsch‘ zur Realisierung kam.

Dagegen geriet zu dem Plan der Luther-Gesellschaft, der von Knolle als sein eigener Plan verfolgt wurde, die von Erich Seeberg betriebene Lutherausgabe geradezu in Konkurrenz. Seeberg sprach sich mit Rudolf Hermann ab, der sein engster Mitarbeiter wurde. Die enge Zusammenarbeit von Erich Seeberg und Rudolf Hermann an einer geplanten Lutherausgabe ist die große Überraschung dieses Buches. Da heute Theologen des Dritten Reiches nach ihrer Position im Jahr 1933 bewertet werden, scheint das eine Verbindung zwischen einem mit den Nazis verbundenen Theologen, der 1933 in die NSDAP eintrat und auch in den Folgejahren den DC verbunden war, und einem schon früh sich von Hitler abwendenden, in die Bekennende Kirche eintretenden und als enger Freund von Jochen Klepper fast zum Widerstand zählenden Theologen zu sein. Doch Theologen des Dritten Reichs soll man nicht nach ihrer Haltung im Jahr 1933 bewerten.<sup>5</sup> Seeberg und Hermann standen bei Kriegsende längst nicht mehr an derselben Stelle wie 1933, als sich ihre kirchenpolitischen Wege, aber nicht ihre seit 1920 bestehende Freundschaft trennte. Sie haben sich, von entgegengesetzten Enden kommend, in der Mitte wieder getroffen. Hermann war als lutherischer Theologe 1935 aus der Bekennenden Kirche ausgetreten, weil diese sich an dem reformierten Karl Barth orientierte, und stand in kritischer Distanz zur BK. Seeberg hatte während des Kirchenkampfes erkannt, dass das vom Nationalsozialismus propagierte „positive Christentum“ keineswegs zu einer von Luther geprägten evangelischen Volkskirche führte. Er hatte sich, ohne aus der Partei auszutreten, immer stärker von dem von ihm als antichristlich erkannten Nationalsozialismus distanziert. Hermann und Seeberg kann man nicht zum Widerstand, aber zur Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus rechnen. Die vertrauliche Mitteilung Seebergs an Hermann vom 1. November 1944 „Spranger ist seit Wochen in Untersuchungshaft“ zeigt das. Als Vorsitzender der WA-Kommission und als Herausgeber der Zeitschrift für Kirchengeschichte besaß Seeberg große Autorität und Personenkenntnis unter den Lutherforschern. Er gewann eine große Zahl Lutherforscher, nicht nur aus der Theologie, sondern auch aus anderen Disziplinen wie der Germanistik zu Mitarbeitern, sprach sich auch mit Mitarbeitern Knolles wie Paul Althaus ab, gewann Walther Köhler (Heidelberg), Georg Wünsch (Marburg), Alfred Uckele (Marburg), F. W. Schmidt (Berlin) u.a. als Mitherausgeber, war selbst bereit, die ihm persönlich unsympathischen Heinrich Bornkamm und Hanns Rückert aufzunehmen, die nicht seine Mitarbeiter wurden, während er zuletzt Ernst Lohmeyer als Übersetzer von Luthers Römerbriefvorlesung von 1515/16 gewann.

Es war ein Herr Voigt vom Metzner-Verlag, der nicht zu den konfessionellen, sondern profanen Verlagen gehörte, der Seeberg auf die Herausgabe einer Lutherausgabe ansprach. Ein Unterscheidungsmerkmal der Seebergschen von der Knolleschen Ausgabe lag in der finanziellen Förderung. Während der Berliner Oberkirchenrat einen Antrag der Luther-Gesellschaft auf Förderung ablehnte, was auf ein Gutachten des DC-Theologen OKR Friedrich

<sup>5</sup> Vgl. meine Überlegungen im Beitrag: Martin Luther im Spiegel der Literatur, oben S. 208–218.

Buschtöns zurückging, wurde Seebergs Plan von Anfang an die Förderung durch den Oberkirchenrat in Aussicht gestellt. Dabei war es Buschtöns, der diese Förderung in Aussicht stellte.

Es begann nun eine Phase von Verhandlungen zwischen den beiden Editionsprojekten. Im Juni 1944 kam es in Dresden zu einem Treffen zwischen Seeberg, Hermann einerseits, Knolle und Althaus andererseits, wo über die beiden Projekte diskutiert wurde. Seeberg schlug am 21. Juni 1944 Knolle brieflich vor, statt „meiner“ und „Ihrer“ Ausgabe solle man künftig von „unserer“ Ausgabe reden. Doch nachdem Knolles Haus in Hamburg zerstört und Seeberg sich mit dem Verleger geeinigt hatte, dass er Hauptherausgeber sei, war Knolles Projekt zerstört. Knolle erklärte sich bereit, in Seebergs Ausgabe die vierte Abteilung zu übernehmen, zu der ihm Seeberg im Juni 1944 auch die zweite Abteilung gab (S. 187). Doch Seeberg starb am 26. Februar 1945. Hermann hielt ihm eine bewegende Trauerrede. Knolle versuchte über das Kriegsende hinaus vergeblich, seine Rolle als Herausgeber wiederzugewinnen, bis er 1955 starb.

Ein bisher unbekanntes Feld der kirchlichen Zeitgeschichte, die Arbeit der evangelischen akademischen Theologie in der Endzeit des Zweiten Weltkriegs, tritt hier erstmals in das Blickfeld der Forschung. Auch wenn Keßler den Plänen der „Kleinen Weimarer Lutherausgabe“ Knolles besondere Beachtung schenkt, sind doch die theologischen Bemühungen Seebergs und Hermanns in den Jahren 1943 bis 1945, also in der Schlusszeit des Dritten Reiches, das Gros der Quellen und das Wichtigste, weshalb diese Arbeit weites Interesse verdient. Ein zusammenfassendes Urteil ist schwierig. Ohne Zweifel ist Keßlers Buch die wohl wichtigste Erscheinung der kirchengeschichtlichen Zeitgeschichte.

In den Jahren vor dem Reformationsjubiläum hat das Eisenacher ‚Institut zur Erforschung des Einflusses des Judentums auf das Leben der evangelischen Kirche in Theologie und Kirche‘ starke Beachtung gefunden und eine immense Literatur hervorgebracht. Aus dem Bewusstsein, die Kirche Martin Luthers habe Schuld an dem Eisenacher Institut, ist jedes Blatt Papier dieses Instituts, dessen Produkte fast nur in der Thüringischen DC-Landeskirche rezipiert wurden, registriert und der Beachtung für wert gehalten worden. Mit der gleichen Gründlichkeit, mit der den Quellen des Eisenacher Instituts nachgegangen worden ist, ist Keßler den Plänen dreier Lutherausgaben in vielen Archiven Deutschlands nachgegangen. Man muss den detektivischen Scharfsinn bewundern, mit dem er die Quellen unter unterschiedlicher Fragestellung untersucht, was ihn dazu führt, dass er den gleichen Vorgang mehrmals aus verschiedener Perspektive behandeln muss.

Während man beim Eisenacher Institut von einem Zuviel der Forschung sprechen muss, wird man bei Keßlers Arbeit eher von einem Zuwenig reden. Der Rezensent hat das Buch von Wiebel und den Bestand der Quellen des im Evangelischen Zentralarchiv liegenden Briefwechsels von Seeberg und Hermann eingesehen und muss bedauern, über die Rekonstruktion der Editionsprojekte nicht mehr von dieser bis zu Kriegsende geführten Arbeit zu erfahren. Zum Beispiel verdient die unter den Herausgebern heftig umstrittene Frage, ob für Luthers Lehre vom Staat statt der Obrigkeitsschrift von 1523 nicht die auf der Veste Coburg geschriebene Auslegung des 82. Psalms (WA 30 I) wichtiger sei, stärkere Beachtung. Bei einer auf die Editionsverhandlungen konzentrierten Rekonstruktion geht viel von dem zeitgeschichtlichen Kolorit verloren. So sollte die bis in die letzten Kriegswochen geleistete Arbeit einer Vielzahl von Theologen an einer Lutherausgabe, von der wir bisher nichts wussten, stärker in unsere Erinnerungskultur aufgenommen werden als der Einsatz weniger DC-Theologen für das Eisenacher Institut. „Die Wohnung ist schmutzig und nur zum Teil wiederhergestellt, sodass der Aufenthalt in ihr etwas Deprimierendes hat. Sie gleicht etwa dem Zustand, in dem das Dritte Reich sich heute befindet“, schreibt Seeberg am 20. Mai 1943 an Hermann.

Dieser antwortet Seeberg: „Wie man in dieser Zeit freilich an eine solche riesige Arbeit herangehen soll, ohne für den Rest seines Lebens in ihr zu ersticken, ist für mich noch nicht so recht klar. Wie soll man noch forschen und Vorträge halten?“. Wie die Berliner Philharmoniker bis in die letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs ihrer Pflicht als Musiker nachgegangen sind, haben auch die deutschen Universitätstheologen bis zum Kriegsende sich durch den Tod naher Angehöriger und Verlust ihrer Wohnungen durch Bombenangriffe nicht davon abbringen lassen, ihrer Pflicht zur wissenschaftlichen Arbeit durch Weiterarbeit an einer neuen Lutherausgabe nachzugehen.

Das Lob der Arbeit von Keßler muss ergänzt werden durch einige kritische Bemerkungen. Zu kritisieren ist, wie bereits gesagt, dass Keßler die Pfizersche Lutherausgabe von 1840 nicht kennt. Es ist die einzige Ausgabe, die Luthers reformatorische Schriften nicht in einer Auswahl, sondern in einer deutschsprachigen Gesamtausgabe für das deutsche Volk lesbar machen will. Sie muss zum Vergleich unbedingt hinzugenommen werden.

Sodann ist der Untertitel der Arbeit „Drei konkurrierende Editionsprojekte in den 1930er und 1940er Jahren“ irreführend, weil tatsächlich nur zwei Ausgaben, die der Luther-Gesellschaft und die von Erich Seeberg, miteinander konkurrierten. Alands Plan einer Ausgabe von ‚Luther Deutsch‘, den Knolle kurzzeitig als Konkurrenz missverstand, war zu keiner Zeit eine wirkliche Konkurrenz zur „Kleinen Weimarer Lutherausgabe“ (S. 107ff). Was Keßler über Aland berichtet, hat größtenteils mit seiner Lutherausgabe gar nichts zu tun. Der Konkurrenzkampf der beiden Ausgaben, der schon in Wiebels Edition des Briefwechsels Hermann und Seeberg dargestellt wurde, hätte Untertitel des Buches von Keßler sein sollen.

Außerdem hätte statt von drei von fünf Lutherausgaben geredet werden müssen. Keßler übergeht die vierte, von Otto Dilschneider auf Veranlassung der Vereinigten Kirchenleitung der BK geplante 14bändige Lutherausgabe, die man im Interesse der Auslandskirchen (besonders Schweden) für nötig hielt (S. 189, Anm. 695). Ob Keßler den Plan verfolgt hat, aber keine Quellen fand, wüsste man gern. Schließlich wird im „Rückblick und Ausblick“ (S. 231) noch eine fünfte Lutherausgabe erwähnt, die Hans Freiherr von Campenhausen im Jahre 1939 im Ernst Steiniger Verlag Berlin herausgegeben hat.

Die Motivationen zur editorischen Arbeit, so Keßler im zusammenfassenden Rückblick, seien vielfältig gewesen (S. 235). Fachwissenschaftliche Verantwortung (Seeberg), persönliche Pflicht gegenüber dem Kollegen (Hermann) und kirchenpolitische Motivation (F. W. Schmidt) werden nebeneinander genannt. Keßler scheut sich, „politische oder kirchenpolitische Klassifizierungen“ vorzunehmen (S. 234), hätte aber bei einer im Dritten Reich geplanten Lutherausgabe die kirchenpolitische Motivation, auf die man häufig stößt, stärker beachten müssen. Dieses Desinteresse angesichts der vielen Zeugnisse für eine kirchenpolitische Motivation der Seebergischen Lutherausgabe ist der Hauptpunkt meiner Kritik. Schon bei der ersten Erwähnung der Seebergischen Lutherausgabe stößt man auf die „Gefahr einer politischen [...] Ausgabe“ (S. 61), wobei Keßlers Anmerkungen leider undeutlich machen, ob es, wie er schreibt, Knolle oder nicht vielmehr Seeberg ist, der diese Gefahr beschwört. „Das Propaganda-Ministerium soll die Ausgabe als kriegswichtig bezeichnet haben, sodass der Verlag nicht mit Druck- und Papier-Schwierigkeiten rechnen zu müssen glaubt“ (S. 114). Seeberg, der sich häufig skeptisch über die Notwendigkeit einer neuen Lutherausgabe äußerte, soll die Leitung des Ganzen nur übernommen haben, weil bestimmte Kräfte „ihm die Zustimmung des Propaganda-Ministeriums, des Oberkirchenrats und den Verlag präsentierten“ (S. 116, Anm. 304). Seeberg habe es als relevant angesehen, dass der Verlag über „beste Parteibeziehungen“ verfüge (S. 119). Der Vertreter des Metzner-Verlags Voigt erklärt am 12. Mai 1943: „Diese Ausgabe wird fraglos auch im Ausland starke Aufnahme finden und somit in besonderer Weise der Auslandspropaganda dienen“ (S. 136). Die nur mündliche Zu-

sicherung einer „Unterstützung durch das Propaganda-Ministerium“ findet in den Beratungen zwischen dem Verlag und den Herausgebern starke Beachtung (S. 148).

Vor allem die Bedenken Hermanns, der seine Mitarbeit an Seebergs Lutherausgabe davon abhängig macht, dass Grundmanns Entjudungsinstitut nichts damit zu tun hat, hätten beachtet werden müssen. „Da ich nicht weiß, von woher Sie dazu [zu der Ausgabe] aufgefordert sind – denn der E[vangelische] O[berkirchenrat] ist doch wohl nur als Protektor und Geldgeber darin“, schreibt er an Seeberg, „so kann ich diese Frage schwer beantworten. Ich für meine Person halte [sie] für keineswegs notwendig. Aber ich könnte mir denken, daß kirchenpolitische Stellen einen stärker, sei es politisch unterstrichenen Luther für heilsam hielten. [...] Wenn Sie mir also auf meine Fragen nur schreiben, ich möchte mich nicht beunruhigen, [...] so nehme ich das als Ihre Zusicherung, daß das Eisenacher Institut, die D[eutschen] C[hristen] und die B[ekennende] K[irche] nicht finanziell oder ideell hinter der Sache stehen. [...] Was weiß ich, wofür alles der E[vangelische] O[berkirchenrat] Geld geben mag“ (S. 124 ff). Seeberg antwortet ihm, dass Buschtöns und Hymmen vom Berliner Oberkirchenrat die Ausgabe empfehlen und beim Vertrieb helfen sollen. „Kirchenpolitische Gruppen, schon gar das Eisenacher Institut, haben nichts mit der Sache zu tun.“ (S. 126)

Hier hätte Keßler fragen müssen, ob Seeberg nicht zu gutgläubig war oder gar Hermann sein Wissen verheimlicht hat. OKR Friedrich Buschtöns, ist, wie mehrfach bezeugt, Anreger der Seebergschen Ausgabe und „die treibende Kraft im Berliner Oberkonsistorium“ gewesen (S. 121). „Der Drahtzieher dürfte der deutsche Christ H. Buschtöns sein“, erfährt Knolle, als ihm Theodor Heckel erstmals von Seebergs Plänen berichtet (S. 64). Buschtöns betrieb die Förderung der Edition „aus kirchenpolitischen Interessen“ (S. 122). Er hat Knolle eine finanzielle Unterstützung für seine Lutherausgabe versagt, aber sie der Seebergschen Ausgabe in Aussicht gestellt. Nun war Buschtöns nicht nur DC, er war auch Mitarbeiter des Instituts zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das kirchliche Leben in Eisenach (Wikipedia). Das Eisenacher Institut sollte nach dem Willen des Reichskirchenministers Kerrl die Notwendigkeit einer mit dem Nationalsozialismus verbündeten christlichen Kirche gegen die Mehrheit der zur Vernichtung des Christentums entschlossenen Führungsschicht der NSDAP beweisen. Das Eisenacher Institut stand in enger Zusammenarbeit mit dem außerdeutschen Luthertum in Südosteuropa und in Skandinavien. Ebenso wird der neuen Lutherausgabe kirchenpolitisch eine große Bedeutung für die Auslandskirchen zugeschrieben. Kerrl, zu dem Seeberg häufig Zugang hatte, war im Dezember 1941 verstorben und das Propaganda-Ministerium, in dem kaum Goebbels sich für eine Lutherausgabe eingesetzt hat, nicht das Ministerium für kirchliche Angelegenheiten, wird als Förderin der Seebergschen Lutherausgabe genannt. So könnte die Protektion durch das Propaganda-Ministerium auf einen Wunsch Kerrls zurückgehen.

Kerrl hat, veranlasst durch die Unkenntnis bei ostpreußischen Pfarrern, im Frühjahr 1939 die Kirchenkanzlei der DEK veranlasst, die Kirchenleitungen sollten Pfarrkonvente einberufen, in denen die Pfarrer mit Luthers Judenschriften bekannt gemacht werden sollen. Dabei sollte die von Walter Linden 1936 besorgte Ausgabe von Luthers Schrift ‚Von den Juden und ihren Lügen‘ zugrunde gelegt werden, nach Teilausgaben die erste vollständige, aber in heutige Sprach- und Wortform übertragene Ausgabe, dazu sie interpretierende Literatur u.a. von Theodor Pauls.<sup>6</sup> Eine Luthers Judenschriften in heutiger deutscher Sprache enthaltende Lutherausgabe würde vorzüglich in das Programm Kerrls und des Eisenacher Instituts passen. Hermann hat sich 1942 mit Theodor Pauls, der Luthers ‚Wider die Juden und ihre Lügen‘

<sup>6</sup> Vgl. Johannes WALLMANN: Martin Luthers Judenschriften, Bielefeld 2019, S. 191; vgl. die Besprechung dieses Buchs, unten Nr. 2141.

mit dem NS-Rassegedanken verband und ebenfalls Mitarbeiter des Eisenacher Instituts war, kritisch auseinandergesetzt (S. 132 f). Dann wäre die Frage nach der kirchenpolitischen Motivation der Seebergschen Ausgabe von Friedrich Buschtöns her zu beantworten, dessen Anliegen es war, die maßgebliche Luther-Ausgabe für die Pfarrer zu schaffen (S. 235). Leider ist Keßler dieser Frage nicht nachgegangen.

Damit verbindet sich die Frage, wie es um die Aufnahme von Luthers Judenschriften in die geplanten Lutherausgaben steht. Knolle hat Luthers ‚Von den Juden und ihren Lügen‘ von Anfang an in seinen Plan aufgenommen. Für den Seebergschen Plan, in dem von den Judenschriften die frühe von 1523 und zwei späte von 1543 stehen, fragt Hermann, ob nicht statt ‚SchemHamphoras‘ lieber ‚Von den letzten Worten Davids‘ aufgenommen werden sollte (S. 133). Aland, der nach dem ältesten verfügbaren Konzept seiner Pläne von Luthers Judenschriften nur die berühmte Schrift von 1543 aufnehmen wollte, hat sich nach dem Krieg in ‚Luther Deutsch‘ stillschweigend auf die Frühschrift von 1523 beschränkt. Auch dies verdient stärkere Aufmerksamkeit als nur eine gelegentliche Erwähnung (S. 232).

# Buchbesprechungen (Nr. 2135–2180)

Koordination und Redaktion: Wolfgang Huber

## 1. Allgemeine Kirchengeschichte/Universalgeschichte (Nr. 2135–2148)

### 1.1. *Übergreifend / Vor 1500 (Nr. 2135–2137)*

Roeck: Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance (Huber) (Nr. 2135) – Dingel (Hg.): Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche (Ilić) (Nr. 2136) – Müller: Argument und Einsicht (Kerner) (Nr. 2137)

ROECK, BERND: Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance. – München: C.H. Beck, 2017. – 1304 S., geb., Festumschlag, 115 Abb., davon 32 farbig. – ISBN 978-3-406-69876-7.

Dieses monumentale Werk des mit seinen Büchern zur Augsburgener Sozial- und Kulturgeschichte in Zeiten der Renaissance und des Dreißigjährigen Krieges bekanntgewordenen Zürcher Historikers verlangt viel, bietet aber auch viel, nämlich ein überwältigendes, globales Panorama, vor dem „die Kultur der Renaissance“ (S. 17) anschaulich wird. Die Renaissance stellt eben doch weit mehr dar als nur *eine* vergangene europäisch-abendländische Epoche. Sie eröffnete, so Roeck, eine Formulierung Herders aufnehmend, „im Gespräch mit der Antike“ (S. 17) die Möglichkeitsräume, welche die geistigen, religiösen, wissenschaftlichen, technischen Revolutionen, die die moderne Welt hervorbrachten. „Wollen wir wissen, wie wir wurden und was wir sind, sind weite Reisen zu absolvieren.“ (S. 18) Auf solche Reisen nimmt dieses Buch mit: von der antiken griechischen Polis und ihrer Philosophie, über das Römerreich, Byzanz, den Aufstieg des Islam mit seiner ebenfalls aus der Antike schöpfenden Wissenskultur überraschenderweise auch zur „Chinesischen Renaissance“, dann wieder zurück ins europäische Hochmittelalter und zu den Kulturkata-

strophen, die über Byzanz und China (durch den Mongolensturm) hereinbrachen. Bei der „Renaissance des 12. Jahrhunderts“ begegnen Gestalten wie Hildebert von Lavardin (um 1056–1133), der damalige Erzbischof von Tours, eine „Persönlichkeit, die man fast schon dem Humanismus zurechnen möchte“ (S. 287), der Theologe Nikolaus von Kues oder der Literat Boccaccio, überragende Geistesgrößen bereits vor der eigentlichen „großen Renaissance“ – bevor es dann wieder nach China und Arabien geht. Den roten Faden zu behalten, fällt nicht ganz leicht angesichts der so abwechslungsreich gebotenen großen Fülle an Personen, Ideen, Orten und historischen Entwicklungen auf mehreren Kontinenten. Roeck verfügt über die große Kunst, den zeitlich und räumlich sehr weit gefassten Stoff differenziert, tiefschürfend und zugleich in einer großen Synthese ansprechend und verständlich auszubreiten.

Mit den „ersten Lichtern“ in Italien beginnt die Darstellung der eigentlichen Renaissance (S. 344). Die Dichter Dante, Petrarca und natürlich Florenz als „die modernste Stadt der Welt“ (S. 364) treten gebührend hervor, auch die politischen, sozialen, religiösen Abgründe der Zeit werden nicht ausgespart. Vom Konstanzer Konzil geht es über den „Burgundischen Hochsommer“ (eben nicht den „Herbst des Mittelalters“!), über die komplizierten Verhältnisse Italiens mit seinen unentwegten politischen „Rochaden“ –

der soziale und politische Kontext, in dem der Humanismus sich mächtig entwickelte und bis dato neue Kulturleistungen in allen Bereichen hervorbrachte – bis zur Wissenschaftsrevolution der Astronomen Brahe, Kepler und Galilei. Mit diesen fundamentalen Leistungen – etwa auch von Gutenberg, Erasmus, Leonardo da Vinci, Michelangelo, aber auch Luther und Calvin – hat das kleine Europa Weltgeltung errungen und das Gesicht der globalen Moderne geprägt, im Unterschied – auch das macht Roeck deutlich – etwa zum chinesischen oder zum osmanischen Kulturkreis. Der Autor versteht es die Ursachen plausibel zu erklären, wie diese Hochleistungen in so vielen Bereichen möglich wurden: eben durch ein im Dialog mit der griechisch-römischen Antike entwickeltes politisches Denken und die durch den Buchdruck breit geförderte, auf Kommunikation angelegte Wissenskultur mit ihren Institutionen sowie das Erwachen „am Morgen“ der „Welt“ und des Individuums als (relativ) eigenständig wahrgenommene Größen.

Interessant sind die (kritischen) Überlegungen Roecks zur historischen Rolle der christlichen Religion im Kontext dieses breiten Fortschrittsprozesses. Kurzum: ein großartiges Buch, das viel Stoff zum Lernen und zum Nachdenken gibt. Es muss ja nicht in einem Zug durchgelesen werden. [2135]

*Wolfgang Huber*

**DINGEL, IRENE** (Hg.): Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Vollständige Neuedition. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014. – VIII + 1712 S., geb. – ISBN 978-3-525-52104-5 (Print) bzw. 97836475210 (E-Book).

**DINGEL, IRENE** (Hg.): Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Quellen und Materialien. Band 1: Von den altkirchlichen Symbolen bis zu den Katechismen Martin Luthers. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014. –

X + 969 S. geb. – ISBN 978-3-525-52105-2 (Print) bzw. 9783647521053 (E-Book).

**DINGEL, IRENE** (Hg.): Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Quellen und Materialien. Band 2: Die Konkordienformel. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014, VI + 643 S., geb. – ISBN 978-3-525-52102-1 (Print) bzw. 9783647521022 (E-Book).

Die vollständige Neuedition der zum Konkordienbuch gehörenden Texte, von zwei Bänden mit Quellen und Materialien begleitet, wurde von der EKD in Auftrag gegeben. Die strategisch günstig im Vorfeld des 500. Reformationjubiläums veröffentlichte Sammlung umfasst insgesamt mehr als 3000 Seiten. Die Neuedition zielt darauf ab, einen neuen Zugang zu den bedeutendsten Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche (BSELK) und ihrer Tradition anzubieten. Dadurch unterscheidet sie sich von der bisherigen Standardedition, der im Gedenkjahr der Augsbургischen Konfession 1930 erschienenen Ausgabe der Bekenntnisschriften (BSLK), die vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuss initiiert war und seitdem in dreizehn Auflagen erschienen ist.

Während die Ausgabe aus dem Jahr 1930 bestrebt war, die jeweils frühesten Textfassungen vorzulegen, wird in den neuen Bänden Wert darauf gelegt, „jene Textgestalt zugänglich zu machen, die tatsächlich rezipiert wurde, Rechtskraft erhielt und langfristige Wirkung erzielte“ (S. V) – wie die Herausgeberin im Vorwort schreibt. Das ist die Textgestalt, die im Konkordienbuch von 1580 vorgelegt wurde. Zur historischen Arbeit an diesem Textbestand stehen den Lesern die zahlreichen, unterschiedlichen textkritischen und sachlichen Apparate zur Verfügung, die auch über Entstehungs- bzw. – wo möglich – über Wirkungsgeschichte informieren.

Die Vorarbeiten für dieses enorme Projekt dauerten zwanzig Jahre und während dieser Zeit fand auch ein Generationswech-

sel statt: Die Aufgaben des Hauptherausgebers übernahm nach dem Tod von Prof. Dr. Gottfried Seebaß (Heidelberg) 2008 dessen ehemalige Doktorandin, Prof. Dr. Irene Dingel, Direktorin der Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte des Leibniz-Instituts für europäische Geschichte (IEG) in Mainz. Neben ihrem Mainzer Redaktionsteam wurde sie auch durch zahlreiche externe Mitarbeiter unterstützt.

Da bereits einige umfangreiche Rezensionen dieser Neuedition erschienen sind, die sich mit der Entstehungsgeschichte der drei Bände und mit ihrer Methodologie beschäftigen (vgl. u.a. die Rezension von Gunther Wenz in der Theologischen Literaturzeitung, Juli/August 2015), werde ich meine Anmerkungen im Folgenden auf den Inhalt beschränken.

Nach einer allgemeinen Einleitung zu den Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Irene Dingel wird jeder Text von dem dafür zuständigen Bearbeiter zunächst mit einer Einleitung vorgestellt. Dieser folgen die Texte selbst, im Hauptband jeweils in deutscher und lateinischer Fassung in Spiegeldruck. Dabei orientiert sich die Edition an den Textfassungen der Leipziger Ausgabe des Konkordienbuchs aus dem Jahr 1584.

Die Herausgeber bieten auch Texte, „die damals wie heute in Theologie, Predigt und Unterricht sowie im Leben der Gemeinden von Relevanz oder zumindest von Interesse sind“ (S. 5). Da denkt man vor allem an das Tauf- und Traubüchlein im Anschluss an den Kleinen Katechismus, die Vermahnung zur Beichte am Ende des Großen Katechismus sowie den Catalogus Testimoniorum am Ende der Konkordienformel, die in den Originalausgaben ihren Platz im Band haben.

Ins Editorenkollegium wurden bekannte Experten herangezogen. Beispielsweise wurden die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse (das Apostolicum, das Nicaeno-Constantinopolitanum sowie das Athanasianum) von Adolf Martin Ritter bearbeitet; die Be-

arbeitung der Confessio Augustana übernahm nach dem Tod von Gottfried Seebaß Volker Leppin. Christian Peters und Rafael Kuhnert bearbeiteten unter Mitwirkung von Bastian Basse die Apologie der CA. Klaus Breuer und Hans-Otto Schneider bearbeiteten die Schmalkaldischen Artikel und den Tractatus. Irene Dingel bearbeitete die Konkordienformel, während Robert Kolb – der im Jahr 2000 zusammen mit Timothy Wengert die englischsprachige Edition *The Book of Concord. The Confessions of the Evangelical Lutheran Church* herausgab – für Luthers Katechismen zuständig war. Marion Bechtold-Mayer und Johannes Hund bearbeiteten den Catalogus Testimoniorum.

Zwei zusätzliche Bände begleiten den Hauptband – beide bieten chronologisch geordnete Quellen und Materialien an. Band 1 enthält weitere Texte sowie Varianten der Haupttexte von den altkirchlichen Symbolen bis zu den Katechismen Martin Luthers. Band 2 ist den unterschiedlichen Vorstufen der Konkordienformel und der Vorrede zur Konkordienformel gewidmet. Auch in diesen Bänden werden die Texte durch einen ausführlichen textkritischen Apparat begleitet.

Die vorliegende Anlage dieser Mammutedition führt natürlich auch dazu, dass der einfache Gebrauch der auf diese Bekenntnisschriften verpflichteten Pfarrer, ganz zu schweigen von den Gemeindegliedern, immer mehr zurücktritt hinter der Benutzung durch die spezialisierten Fachleute. Das kann die „Ausgabe für die Gemeinde“ (Gütersloh 2013) nicht auffangen, denn darin ist ein Seitenblick auf die Formulierungen in Latein nicht möglich, was nicht selten zum sachlichen Verständnis hilfreich ist. Das wurde in BSLK auch für Gemeindepfarrer eigentlich noch vorausgesetzt.

Bei so einem enormen Projekt mit unzähligen Quellen- und Literaturangaben, die noch dazu von verschiedenen Bearbeitern einzubringen waren, ist es kein Wunder, dass den Verfassern an einigen Stellen kleinere Ungenauigkeiten und Fehler unter-



laufen sind. So wurde zum Beispiel Rudolf Kellers Buch *Die Confessio Augustana im theologischen Wirken des Rostocker Professors David Chytraeus (1530–1600)*, Göttingen 1994 (= FKDG 60) mit falschem Erscheinungsort und -datum und auch mit falscher FKDG-Bandnummer bibliographiert, was auf die Vermischung von zwei verwandten aber völlig verschiedenen Arbeiten (Aufsatz und Monographie) dieses Autors zurückzugehen scheint.

Kurios ist die Tatsache, dass der bereits 1987 in der Zeitschrift für Kirchengeschichte veröffentlichte Aufsatz von Hans-Christian Brandy „Die fünf Artikel, 1568/69“ weitgehend übernommen wurde, freilich erweitert um die Edition dieses Texts, aber doch ohne dass inzwischen erschienene Literatur wirklich eingearbeitet worden wäre.

Da dem Konkordienbuch eine zentrale Stelle zugewiesen wird, wäre es auch hilfreich gewesen, eine umfassende Liste aller Pfarrer zusammenzustellen, die in den Territorien, deren Herrscher die einzelnen Pfarrer zur Unterschrift aufforderten, entweder unterschrieben oder sich weigerten. Obwohl sich im Text mehrere Referenzen auf Quellen befinden, fehlt eine namentliche Auflistung. Ein solches detailliertes Verzeichnis – wenn auch sehr arbeitsintensiv – hätte die aufgrund der unterschiedlichen Praktiken (kollektive vs. individuelle Unterzeichnung) unübersichtlich gewordene Lage erklären und gleichzeitig zur Wirkungsgeschichte des Dokuments wichtige Informationen beitragen können.

Bei der handschriftlichen Quellenanlage zu den Fünf Artikeln wird es erwähnt, dass bei den Abschriften der Artikel, die sich in den Archiven in Lüneburg und Greifswald befinden, die Unterschriften von 16 Straßburger Theologen zu finden sind (S. II, 11–12). Leider folgt an dieser Stelle nicht die Liste der Subskribenten, was nützlich wäre für ein besseres Verständnis der konfessionellen Verhältnisse im Straßburger Ministerium.

Diese Hinweise nehmen jedoch nichts von der allgemeinen Bedeutung des Riesenprojektes weg, das von sorgfältiger Arbeit und enormer Leistung eines großen Teams zeugt. Da die Ausgabe der BSELK im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland entstanden ist, ersetzt sie nun die Edition der BSLK, die nicht mehr gedruckt wird. Für ihre Leistung als Herausgeberin der BSELK wurde Irene Dingel am 27. Juni 2015 in der Lutherischen Theologischen Hochschule Oberursel mit dem Hermann-Sasse-Preis ausgezeichnet.

Die Verwendung der drei Bände in Forschung, Unterricht und Gemeindegarbeit erleichtern neben den Quellen- und Literaturverzeichnissen sowie dem Abkürzungsverzeichnis jeweils noch ein Personen-, ein Sach- und ein Bibelstellenregister. Auch wenn es vereinzelte Kritik an den Auswahlkriterien für die Texte gab, überliefert das neue Standardwerk den aktuellsten Stand theologischer und kirchenhistorischer Forschung und dadurch eine solide wissenschaftliche Grundlage für evangelisch-lutherische Christen. Die Neuedition BSELK ermöglicht nun auch eine frische Sicht auf die alten Texte.

Wie man an den Erscheinungsdaten der BSLK und der BSELK ablesen kann, sind Jubiläen wichtig für die Kirche, da sie eine Gelegenheit zur Wiederfindung des eigenen Selbst, aber auch zur Hinterfragung der eigenen Tradition und Selbstidentifikation bieten. Ob wir auch zum sich nähernden 500. Jahrestag der Confessio Augustana 2030 von der EKD noch ein wissenschaftliches Projekt zu diesem klassischen Text erwarten können?

[2136]

Luka Ilić

MÜLLER, GERHARD: *Argument und Einsicht. Studien zur Kirchengeschichte Bayerns und zur Geschichtsschreibung der Reformation*, hg. von Rudolf Keller. – Nürnberg: Verein für bayerische Kirchengeschichte, 2019. – 339 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-940803-16-0.

Anlässlich des 90. Geburtstags des renommierten Kirchenhistorikers würdigt der Verein für bayerische Kirchengeschichte dessen Verdienste um die bayerische Kirchengeschichtsschreibung. Rudolf Keller hat 19 wissenschaftliche Beiträge zu verschiedenen Themenfeldern aus dem breiten Spektrum der Veröffentlichungen des Jubilars herausgegeben. In einem ersten Teil finden sich reformationsgeschichtliche Forschungsbeiträge. Sodann folgen vorwiegend Themen der bayerischen Kirchengeschichte, wobei die Personen Wilhelm Löhe, Hermann Sasse, Hans Meiser, Walther von Loewenich sowie die Erlanger theologische Fakultät im Focus stehen. Dabei werden wichtige theologische und zeitgeschichtliche Fragen behandelt und für den Leser erschlossen.

In seinem ersten Beitrag führt Müller gleich in sein Spezialgebiet ein: In die Reformationsgeschichte, hier in „Die Reformation im Fürstentum Brandenburg-Ansbach / Kulmbach“ (S. 1–15). Er zeichnet sie in die religiösen, gesellschaftlichen, sozialen und politischen Zustände ein und entwirft ein lebendiges Bild der Entwicklungen von 1524 bis 1577. Dabei werden insbesondere die bedeutsame Kooperation mit Nürnberg wie auch die unterschiedliche Entwicklung in Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach und der bedeutende Einfluss der jeweiligen regierenden Kurfürsten behandelt.

In zwei weiteren, bisher nicht veröffentlichten Artikeln geht es ebenfalls um die Reformationsgeschichte. Zuerst kommt einer der Forschungsschwerpunkte Gerhard Müllers, die Stellung der Kurie zur Reformation, zur Sprache. Anhand des Vorgehens des päpstlichen Legaten Campeggio wird hier

das Wechselspiel von päpstlichen Anweisungen, kaiserlicher Politik und den durch die Reformation geschaffenen Gegebenheiten rund um die Reichstage in Augsburg und Regensburg ins Blickfeld gerückt (Kardinal Lorenzo Campeggio als päpstlicher Legat am Kaiserhof 1530–1532, S. 16–33).

Einen forschungsgeschichtlichen Überblick zur Reformationsgeschichte von der Aufklärung bis heute gibt Müller in dem folgenden Beitrag „Zur Erforschung der Reformation. Wandel der Schwerpunkte und der Methoden“ (S. 34–50). Er beschreibt den Wandel von der geistesgeschichtlichen zur sozialgeschichtlichen Geschichtsschreibung. Dabei behandelt er die Bedeutung der Genderfrage in der neueren Geschichtsschreibung, aber auch die ökumenische Komponente, die Internationalisierung und die zunehmende Fragmentierung der Forschungsgegenstände. Müller macht sich dafür stark, die Geistesgeschichte nicht zu vernachlässigen und stellt sich gegen einen Methodenmonismus. Unter den Stichpunkten Rezeption, Kommunikation und Differenzierung werden die bedeutsamen Voraussetzungen für die Reformation und wichtige neuere Erkenntnisse zur Reformationsgeschichte weitergegeben.

Der führende Nürnberger Reformator steht in den nächsten beiden Beiträgen im Mittelpunkt: „Andreas Osiander (1496–1552)“ (S. 51–63) und „Die Pfalz-Neuburger Kirchenordnung von 1543. Andreas Osiander als theologischer Berater von Pfalzgraf Ottheinrich“ (S. 64–80). In der biographischen Skizze werden die wichtigen Wegmarken des streitbaren Reformators aufgezeigt, „der in Nürnberg wie auch in Königsberg ... dem Geschehen um sich herum ganz wesentlich seinen Stempel aufzuprägen vermocht[e].“ (S. 62) Wirkungsgeschichtlich bedeutsam war vor allem die für Ansbach-Kulmbach und Nürnberg gemeinsam erarbeitete Kirchenordnung, an deren Entstehung Osiander maßgeblich beteiligt war, sowie seine „Kinderpredigten“ über den Katechismus. Auch den Osiandrischen

Streit streift der Verfasser und markiert Osianders Gotteslehre sowie seine Neigung zu Platonismus und Kabbala als Grundlagen für dessen umstrittene Position, die von den anderen reformatorischen Gruppen abgelehnt wurde. – Zur von Osiander entworfenen Pfalz-Neuburger Kirchenordnung von 1543, die eine Dogmatik, eine Agende und eine Postille enthielt, beschreibt Müller deren Entstehung und gibt die wesentlichen Inhalte wieder.

Auch den Beiträgen zu Wilhelm Löhe ist zuerst eine biographische Skizze vorangestellt. (S. 81–94) Dabei werden nicht nur dessen Werdegang dargestellt, der von theologischen Diskussionen und kirchenpolitischen Streitigkeiten geprägt war, und ihn in ein „kirchliches Sonderdasein“ (S. 91) geführt hat, sondern auch seine hohe Gestaltungskraft und seine organisatorischen, pädagogischen und theologischen Leistungen gewürdigt. Der Theologie Löhes wendet sich Gerhard Müller intensiv zu, zeichnet diese in klaren Zügen und unterwirft sie einer kritischen Draufsicht (Wilhelm Löhes Theologie zwischen Erweckungsbewegung und Konfessionalismus, S. 95–121). Dabei kommen insbesondere Löhes Konfessionalismus, seine ekklesiologischen, sowie seine diakonie- und missionstheologischen Äußerungen in den Blick. Müller konstatiert bei dem konfessionellen Theologen aber auch erhebliche Abweichungen von der lutherischen Theologie z. B. bei der Rechtfertigungslehre, bei der Löhe „eine erhebliche Neigung zur Gesetzlichkeit besessen“ habe (S. 102), oder sein Bekenntnis zum Chiliasmus. Insgesamt wird deutlich, wie sehr Müller eine Auseinandersetzung und Beschäftigung mit Löhe für lohnend hält.

Der nächste Beitrag verknüpft das Thema Löhe mit der dann in den Fokus rückenden Geschichte der Erlanger Theologischen Fakultät (Die Erlanger Theologische Fakultät und Wilhelm Löhe im Jahr 1849, S. 122–129). Löhe suchte in der Situation, in der er und sein Freundeskreis ernsthaft erwogen haben, wegen der für sie unzureichenden Be-

kenntnisbindung aus ihrer Kirche auszutreten, Unterstützung bei der Erlanger Theologischen Fakultät. Obwohl er diese bei Gottfried Thomasius und J. C. K. Hofmann fand, kam es zu einer starken Eintrübung des Verhältnisses zur Fakultät, da das in einem mit J. F. W. Höfling als Kompromiss erstellte Gutachten an das Ministerium aus der Sicht Löhes unzureichend war.

Das zweite Erlanger Gutachten, das Müller in den Fokus rückt, betrifft ebenfalls Bekenntnisfragen (Wann ist eine Kirche lutherisch? Ein Gutachten Erlanger Theologen vom Mai 1935, S. 130–145). Die evangelische Kirche von Hessen-Kassel, die in sich reformierte, unierte und lutherische Bekenntnisgemeinschaften vereinte, stellte die Frage, ob sie sich einem Zusammenschluss der lutherischen Kirchen anschließen könnte. Dazu erbat der bayerische Bischof Hans Meiser ein Gutachten von der Erlanger Theologischen Fakultät. Ein Fakultätsgutachten kam jedoch nicht zustande, sondern nur ein gemeinschaftliches Gutachten, auf das sich sechs der Professoren einigen konnten. Hier wurde das Anliegen der Kasseler abschlägig beschieden. Zugleich kamen die Gutachter in große Schwierigkeiten, da sie vom Rektor der Universität beim Reichswissenschaftsministerium wegen widerrechtlicher Begutachtung angezeigt worden waren. Müller zeichnet ein bedrückendes Bild von der durch die nationalsozialistische Herrschaft entstandenen Situation der Theologischen Fakultät im Jahr 1935.

Mit Hermann Sasse wird ein Außenseiter unter den Erlanger Professoren vorgestellt: „Hermann Sasse als Mitglied und als Kritiker der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen 1933 bis 1949“ (S. 146–187). Von Sasses Berufung nach Erlangen bis zu der Auswanderung gibt Müller nicht nur einen Überblick über Leben und Werk dieses Kirchenhistorikers, sondern zeichnet auch ein Bild von seinen internationalen ökumenischen Beziehungen und seiner Abwehr der Lehren der Deutschen Christen. Spannend ist das für die amerikanischen Besitzer

erstellte und auch in Anlage wiedergegebene Memorandum Sasses, in dem er ein Urteil über die Stellung der Fakultätsmitglieder zum Nationalsozialismus abgibt.

In den nächsten vier Beiträgen wendet sich Müller aus verschiedenen Blickrichtungen Bischof Hans Meiser zu. Dabei wird zuerst sein Verhältnis zur Theologischen Fakultät in Erlangen behandelt: „Bischof Meisers Zusammenarbeit und seine Konflikte mit der Theologischen Fakultät in Erlangen“ (S. 188–195). Angesichts der Diskussion um Umbenennungen von Gebäuden und Straßen wegen der Stellung Meisers zu den Juden im Dritten Reich geht Gerhard Müller dann der Frage nach: „Landesbischof D. Hans Meiser – ein ‚antisemitischer Nationalprotestant‘?“ (S. 197–219) Umfassend wird sein Wirken in dem Beitrag „D. Hans Meiser als Landesbischof in nationalsozialistischer Zeit“ (S. 253–268) gezeichnet.

Auch in dem Beitrag über die vielfältige Hilfestellungen der bayerischen Landeskirche zur Unterstützung der Gemeinden der „Bekennenden Kirche“ spielt Meiser eine nicht unbedeutende Rolle („Bekennende Kirche konkret. Unterstützung von Gemeinden der Bekennenden Kirche in anderen Landeskirchen durch die Evangelisch-lutherische Kirche in Bayern“, S. 220–236).

Müller entwirft ein differenziertes Bild von dem Bischof, der sich anfangs vom Nationalsozialismus viel versprach und später Gemeinden der „Bekennenden Kirche“ unterstützte. Herausgehoben wird sein Verdienst, die Gleichschaltung der bayerischen Landeskirche zu verhindern. Zu der umstrittenen Frage der Stellung Meisers zu den Juden weist Müller nach, dass die Aussagen Meisers in dessen Aufsatz von 1926 sowohl philo- wie auch antijüdisch gelesen werden können. Auch setzt er sich kritisch mit einem von Meiser unterzeichneten Brief an den Reichsfinanzhof von 1943 auseinander, in dem „theologische und politische Urteile zusammen[kommen], die uns höchst kritische Anfragen an die Verfasser stellen lassen.“ (S. 209) Er verdeutlicht, wie stark

Meiser im Rassengedanken des Nationalsozialismus gefangen war, beschreibt aber auch dessen Unterstützung und Einrichtung von Hilfsstellen für Juden ab 1938. Müller betont, dass bei historischen Urteilen die Zeitumstände gesehen werden müssen und nicht von heutigen Verhältnissen ausgegangen werden kann. Insgesamt charakterisiert er den bei seinen Gemeinden verehrten bayerischen Bischof abschließend als „ein[en] der Heiligen Schrift und dem Bekenntnis verpflichtete[n] Lutheraner“ (S. 219).

Nach einem Beitrag über „Diskussion über das Abendmahl. Zwei Gutachten der Erlanger Theologischen Fakultät von 1949 und 1951“ (S. 269–290), der aufzeigt, wie wichtig es ist, liturgische Texte auf ihre theologischen Inhalte hin abzuklopfen, wendet sich Müller dem Erlanger Kirchenhistoriker Walther von Loewenich zu. Er bietet ein Summarium von dessen Lutherforschung (Walther von Loewenichs Beitrag zur Luthereforschung, S. 291–300) und behandelt dabei die drei Themen Luther als Theologe, als Exeget und seine Bedeutung für das neuzeitliche Denken.

Auch in die Ausführungen zu „Protestantismus und Aufklärung“ (S. 310–311) fließen Abhandlungen Loewenichs ein. Müller stellt anhand von Gotthold Ephraim Lessing die Leistungen der Aufklärung bezüglich der Vernunft, der Erkenntnis der Geschichtlichkeit historischer Zeugnisse und der „Erziehung des Menschengeschlechts“ heraus. Er beschreibt Rückwirkungen auf den Protestantismus bezüglich der Bibelkritik, der Anthropologie und des veränderten Gottesbildes. Abschließend setzt er sich kritisch mit der Aufklärung auseinander und zeigt einige ihrer Grenzen auf. Ein Nachruf auf seinen Vorgänger auf dem Erlanger Lehrstuhl für Neuere Kirchengeschichte (In Memoriam Wilhelm Maurer, S. 312–314) schließt den Reigen der hier zur Verfügung gestellten Artikel Müllers.

Rudolf Keller, dem diese lesenswerte und dem Leser gewinnbringende Zusammenstellung zu verdanken ist, hat anschließend

eine Ergänzung der Bibliographie Gerhard Müllers für die Jahre 2003–2018 zusammengestellt. Sie weist (endend mit Veröffentlichung Nr. 584) auf das reiche wissenschaftliche Werk Müllers hin und will auf viele

lesenswerte Beiträge aufmerksam machen. Das von Bernhard Schneider bearbeitete Register erleichtert die Erschließung dieses gelungenen Sammelbandes. [2137]

*Hanns Kerner*

### 1.2. 16./17./18. Jahrhundert (Nr. 2138–2145)

Wolgast: Aufsätze zur Reformations- und Reichsgeschichte (Wolf) (Nr. 2138) – Heckel: Martin Luthers Reformation und das Recht (Huber) (Nr. 2139) – Schuster: Dialogflugschriften der frühen Reformationszeit (Hohenberger) (Nr. 2140) – Wallmann: Martin Luthers Judenschriften, 2. Aufl. (Köpf) (Nr. 2141) – Melanchthons Briefwechsel, Band T18 (Keller) (Nr. 2142) – Melanchthons Briefwechsel, Band 13. Personen L–N (Keller) (Nr. 2143) – Dingel u.a. (Hg.): Flacius (Keller) (Nr. 2144) – Kroll u.a. (Hg.): Deutschland und die britischen Inseln im Reformationsgeschehen (Keßler) (Nr. 2145)

**WOLGAST, EIKE:** Aufsätze zur Reformations- und Reichsgeschichte. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2016 (= *Jus Ecclesiasticum* 113). – X + 583., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-16-154198-8.

Die hier zum unveränderten Wiederabdruck gelangten Aufsätze des emeritierten Ordinarius für Neuere Geschichte an der Universität Heidelberg sind im Wesentlichen im Zeitraum zwischen 1993 und 2009 entstanden. Sie thematisieren theologische und politische Fragestellungen in Verbindung mit den rechtlichen Grundlagen reichs- und territorialpolitischer Entscheidungen. Dementsprechend folgerichtig sind diese Aufsätze in die Reihe „*Jus Ecclesiasticum*“ aufgenommen worden.

Behandeln die ersten neun Beiträge u.a. die „Einführung der Reformation als politische Entscheidung“ (S. 1–21), die Religionsfrage auf den Reichstagen von 1521 bis 1550/51 oder den „Religionsfrieden als politisches Problem der frühen Neuzeit“ (S. 146–178), so sind zwei weitere Aufsätze Martin Luther gewidmet und im Anschluss daran sind Bucer, Melanchthon, Bugenhagen und Brenz mit der Behandlung eines Detailproblems vertreten. Drei Aufsätze beziehen sich

auf Thomas Müntzer und abschließend konzentrieren sich zwei Beiträge auf das Obrigkeitsverständnis der Täufer sowie das Täuferreich von Münster 1534/35.

Bereits der erste Aufsatz zur „Einführung der Reformation“ zeigt exemplarisch die sorgfältige und umsichtige Behandlung der Quellen und den Verzicht des Autors auf monokausale Erklärungen, auch wenn er betont, gerade nichtreligiöse Aspekte zu berücksichtigen. Das augenfälligste Motiv für die Einführung der Reformation sieht der Verfasser in der Orientierung am „ökonomisch-fiskalischen Aspekt“ (S. 11). Für den Verlauf der territorialen Reformation macht Wolgast drei Typen aus: 1. Obrigkeitliche Einhegung und Korrektur von Gemeindereformationen (z.B. in Kursachsen), 2. Organisierte Einführung der Reformation durch obrigkeitliche Anordnung (z.B. in Württemberg) und 3. Spätreformation nach einer langen Phase der Vorreformation mit ungeklärtem Status. Als wichtiges Instrument für die Umsetzung der Reformation in der Praxis fungiert die Visitation neben der Kirchenordnung. Der „innerterritoriale Widerstand“ (S. 17) gegen landesherrliche Entscheidungen ging vor allem von den Klöstern aus.

In dem Aufsatz „Bucers Vorstellungen über die Einführung der Reformation (S. 304–318) weist Wolgast darauf hin, dass sich Bucers Wirken auf alle Organisationsformen staatlicher Herrschaft im Reich erstreckte (Reichsritterschaft/Reichsstadt/Weltliches Territorium, Hessen, und Geistliches Territorium/Hochstift Köln). Mit seiner biblischen Begründung aus Röm 13,1a verschaffte der Reformator den deutschen Reichsständen (*magistratus inferiores*) das gute Gewissen, in Kirchenfragen gegen den Willen von Kaiser und Reichstagsmehrheit zu handeln. Da nach Bucer das *ius reformandi* ausschließlich obrigkeitliches Recht war, gestand er den Untertanen kein Widerstandsrecht in der *causa fidei* zu.

Einem bisher kaum in der Forschung aufgegriffenen Aspekt gilt „Melanchthon als politischer Berater“ (S. 319–344). Das wichtigste Problem, das Melanchthon und die anderen Wittenberger Theologen in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts beschäftigte, war das Widerstandsrecht. Wolgast kommt zum Ergebnis, dass Melanchthons Einflussmöglichkeiten auf dem politischen Feld gering blieben und nach 1530 und 1548 noch deutlicher abnahmen.

In äußerst anerkennenswerter Weise nimmt Wolgast die Diskussion mit der Forschungsliteratur und den Primärquellen besonders in den Beiträgen zu Thomas Müntzer auf (S. 395–464). Wolgast sieht Müntzers Obrigkeits- und Widerstandslehre „von vornherein unter dem apokalyptischen Vorzeichen der konkreten Naherwartung“ (S. 400). In der Zeit seiner Allstedter Wirksamkeit 1523/24 entfaltet Müntzer seine Obrigkeits- und Widerstandslehre in zwei Richtungen: gegenüber den verfolgten Untertanen und gegenüber ihren Herren. In der biblischen Begründung tritt Dan 7,27 bei Amtsversagen der Fürsten an die Stelle von Röm. 13,1-7. In der „Fürstenpredigt“ erfährt seine Obrigkeitslehre eine neue Orientierung auf eine präsentische Endzeitgewissheit, die Verwerfung von Luthers Zweiregimentlehre und die Akzentuierung einer

Herrschaft der Auserwählten. Nach Allstedt führte die Neufundierung Müntzers auf 1. Sam 8,7-15 im Hinblick auf die Stellung der Fürsten zu einer grundsätzlich veränderten Bedeutung: Obrigkeit als widergöttliche Einrichtung. Im Bauernkrieg forderte Müntzer erstmals zur aktiven Gewaltanwendung auf. Zu Recht erkennt Wolgast Müntzers Irrtum darin, die Aufständischen mit dem Auserwählten (nach Dan 7) identifiziert zu haben.

Die vorzügliche Darstellung der historischen Themen verdient in besonderem Maße hervorgehoben zu werden. [2138]

*Gerhard Philipp Wolf*

HECKEL, MARTIN: Martin Luthers Reformation und das Recht. Die Entwicklung der Theologie Luthers und ihre Auswirkung auf das Recht unter den Rahmenbedingungen der Reichsreform und der Territorialstaatsbildung im Kampf mit Rom und den »Schwärmern«. – Tübingen: Mohr Siebeck, 2016 (= *Jus Ecclesiasticum* 114). – Brosch., XVI + 988 S. – ISBN 978-3-16-154468-2.

Nur knapp mag hier auf dieses wahrhaft große Werk des bedeutenden Historikers des deutschen Staats- und Kirchenrechts hingewiesen werden, dessen familiäre Wurzeln nach Franken zurückreichen. Martin Heckel (geb. 1929) spricht im Vorwort von der „überragende(n) – heute oft unterschätzten – Schlüsselrolle der theologischen Entwicklung Luthers für die Geschichte des 16. Jahrhunderts“ (S. V). Dieses Buch stellt nun umfassend das theologische und reformatorische Lebenswerk des Wittenbergers unter dem Aspekt des Juristischen dar. Die historische Entwicklung des evangelischen Kirchenrechts und des Staatskirchenrechts in Deutschland ist ohne Luther nicht verständlich und nicht erklärbar.

Das Buch unterteilt sich insgesamt in 21 Kapitel, die in sechs Hauptteile zusammengefasst sind. In einem Prolog zur „Rolle des Rechts angesichts der Wahrheitsfrage“

behandelt Heckel die juristische Problematik, die sich mit der Konkurrenz mehrerer Konfessionen oder „Offenbarungsreligionen“ mit ihren jeweiligen „Absolutheitsansprüchen“ historisch aufgetan hat. Teil I nimmt dann „Eigenart“ und „Rahmenbedingungen“ für die Anfänge der „lutherischen Reformation“ in den Blick. Der gegen Luther geführte römische Ketzerprozess, die Auseinandersetzungen um die Macht des Papstes und die Kompetenz der Konzilien kommen hier zur Sprache. Teil II zeichnet „Luthers Werdegang und Grundlegung der Reformation“ eben besonders aus juristischer Perspektive nach, die Entwicklung des Schriftprinzips, des Kirchenbegriffs, des Freiheitsverständnisses. Teil III beschreibt die „Auswirkungen der evangelischen Lehre auf die Entwicklung der kirchlichen Institutionen“. Hier kommen zum Beispiel das „Priestertum aller Gläubigen“ und die „Superintendenten als Bischöfe der evangelischen Landeskirchen“ zur Darstellung. Teil IV analysiert unter der Überschrift „Klärung und Festigung der Reformation im Schutz und durch den Dienst der evangelischen Obrigkeiten“ die Auseinandersetzungen etwa mit den „Radikalen“. Besonders interessant sind (in Kapitel XIV und XV) die Ausführungen über das weltliche Naturrecht. Teil V thematisiert dann „Luthers Haltung zu den politischen Kräften und Konflikten seiner Zeit“ (z.B. Türkenkrieg, Obrigkeitsverständnis, Zwei-Reiche-Lehre, Kriegsdienst, Widerstandsrecht, Haltung zu den Juden), bevor schließlich Teil VI „Nachwirkungen und Vermächtnis“ von Luthers Rechtsdenken darstellt.

Das ohne Anmerkungen auskommende Buch lässt sich gut fortlaufend lesen. Die meisterliche Strukturierung des Stoffs ermöglicht aber auch, es als veritables Nachschlagewerk zu den jeweiligen Themenkomplexen zu verwenden. Ein ausführliches Literaturverzeichnis zu jedem einzelnen Unterpunkt eines Kapitels, in dem sogar die genauen Seitengaben nachgewiesen werden, zeugt von der Fundierung der Aus-

führungen und hilft zur Weiterarbeit. Ein (allerdings nicht ganz vollständiges) Personenregister, das auch durch untergeordnete Sachstichworte angereichert ist, erschließt den gewichtigen Band.

Auf dieses beeindruckende Werk seien alle hingewiesen, die sich für die kirchenrechtliche und staatskirchenrechtliche Dimension von Martin Luthers reformatorischem Werk interessieren. Der Preis der kartonierten Ausgabe dieses opus summum zum Rechtsdenken des Reformators, das immerhin 1000 Seiten umfasst, beträgt keine 30 Euro.

[2139]

*Wolfgang Huber*

SCHUSTER, SUSANNE: Dialogflugschriften der frühen Reformationszeit. Literarische Fortführung der Disputation und Resonanzräume reformatorischen Denkens. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2019 (= Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte 118). – 297 S., 17 Abb., zahlr. Tabellen und Schaubilder, geb. – ISBN 978-3-525-57133-0 / ISSN 0532-2154.

Die Dialogflugschriften sind eine eigene Schriftengruppe innerhalb der Flugschriftenpublizistik der Reformationszeit und durch ihre stilistische Gestaltung in Gesprächsform zugleich eine faszinierende und ausdrucksstarke Literaturgattung der frühen Reformation. In modellhaften Diskussionen von Vertretern unterschiedlicher Interessengruppen und gesellschaftlich handelnder Personen im Reformationsgeschehen wird der Leser bzw. der Hörer beim Vorlesen mit den Argumenten der Reformation vertraut gemacht, um zu einer neuen Überzeugung zu gelangen oder zumindest doch zu einer persönlichen Stellungnahme herausgefordert zu werden. Die Reformationsdialoge bilden damit in ihrer Struktur und in ihrer Thematik auf literarischer Ebene den öffentlichen Meinungsstreit über Luthers Reformansätze inhaltlich au-

thentisch ab und sie weisen auch formal eine hohe Kongruenz zu den agierenden Personenkreisen im entstandenen Glaubenskonflikt auf, so dass die Auseinandersetzung um die Sachfragen der Reformation gemäß der Positionen in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Ständen eine historische Dokumentation ersten Ranges erfährt.

Der Untertitel des als Habilitationsschrift in Tübingen vorgelegten Werkes von Susanne Schuster bringt diese besondere Funktion des schriftlichen Dialogs als Mittel zur differenzierten Meinungsbildung zum Ausdruck, indem er als „literarische Fortführung der Disputation“ gekennzeichnet wird, der „Resonanzräume reformatorischen Denkens“ zu evozieren vermag. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihren hochkomplexen theologischen Argumentationen wird aus dem akademisch abgeschirmten Hörsaal in den öffentlichen Raum überführt, in volkstümlich verständliche Sprache gekleidet und zum Stadt- und Dorfgespräch stilisiert. Die Gesprächspartner aus verschiedenen Ständen (Kleriker, Bauern, Handwerker, Adelige, Landsknechte) und Verstehenshintergründen – oft sind es mehr als zwei, die am Dialog beteiligt sind – kommen zufällig auf dem Marktplatz, im Wirtshaus, auf dem freiem Feld oder im Wald zusammen und geraten in einen Meinungsstreit über die kirchliche Lehre des Spätmittelalters, so wie es die Thesenveröffentlichung Martin Luthers ursprünglich als Disputationseinladung für Professoren vorsah. Nun aber wird die Spezialistendiskussion und ihr brisanter Inhalt der breiten Bevölkerung zugänglich gemacht, um in agitatorischer Absicht Einfluss auf die Meinungsbildung des „gemeinen Mannes“ zu nehmen.

Die formale Aufnahme von Rede und Gegenrede als Einübung der akademischen Disputationstechniken zur Wissensvermittlung wird im Dichtungsgenre der Dialogflugschriften weiterentwickelt zu lebendigen Gesprächsverläufen, die sich durch Wirklichkeitsnähe und Popularität auszeichnen. Die Reformationsdialoge eröffneten ein le-

bensehtes Disputationsfeld, in das sich der Leser bzw. Hörer ohne große Mühe hineinversetzen konnte. Durch die Gesprächsform boten sich reichlich Identifikationsmöglichkeiten, um die wesentlichen reformatorischen Gedanken zu verstehen und aufnehmen zu können. Das ganze Spektrum der damals zur Lösung anstehenden Probleme wurde im Dialog entfaltet und damit zugleich ein lebendiges Bild von dem Bewusstseinswandel und dem gedanklichen Klärungsprozess, wie er sich nach und nach im geistigen Leben der Zeit vollzog, sichtbar.

Es ist bezeichnend, dass die Dialogflugschriften gerade in der Anfangszeit des reformatorischen Aufbruchs zwischen 1521 und 1525 ihre große Blüte erlebten. Aus diesem Grund ist die Literaturgattung der Dialogflugschrift als Quellengrundlage für die Erforschung der Kommunikationsprozesse in der frühen Reformation sowie für das Verständnis einer sich ausprägenden reformatorischen Öffentlichkeit sehr wichtig. Weil den Dialogflugschriften in der Reformationsgeschichtsforschung bislang nur punktuell Aufmerksamkeit zuteil geworden ist, will Susanne Schuster diesem Desiderat Abhilfe schaffen und legt mit ihrer Arbeit eine systematisierte Darstellung vor.

In sieben großen Abschnitten wird das Quellenkorpus beschrieben, eingeordnet, dargestellt und ausgewertet. Der Forschungsgeschichtliche Überblick lässt dabei bereits grundlegend erkennen, welche hohe Bedeutung der Dialogstruktur für die Meinungsbildung über das reformatorische Denken zukommt, welche Öffentlichkeitswirkung gerade durch die Identifikation mit einzelnen Gesprächspartnern erzielt werden konnte und wie anregend der argumentative Schlagabtausch für den Kommunikationsprozess in der frühen Reformationszeit insgesamt war. Die theologische und historische Verwobenheit der Gesprächsinhalte in den Reformationsdialogen werden dabei als Impuls gebendes Miteinander verstanden, das die öffentliche Meinungsbildung geradezu katalytisch angetrieben und befördert hat.



Der Transformation der Disputation ins fiktionale Alltagsgespräch ist der kurze zweite Abschnitt gewidmet (S. 39–50), bevor dann im dritten Teil eine allgemeine Beschreibung des Quellenbefundes nach Umfang, zeitlichem Auftreten, lokaler Verbreitung sowie den Autoren und Adressaten der reformatorischen Dialogliteratur erfolgt (S. 51–66). Eine deskriptive Begriffsbestimmung schließt die Propädeutik ab: „Die Reformationsdialoge sind formal eine vom Umfang her auf circa siebzig Schriften anzusetzende Gattung der Flugschriften, die zeitlich zur frühen Reformation bis 1525 gehört und von den Entstehungsorten weitestgehend dem Süden und Südwesten des deutschen Reiches zuzuordnen ist, aber im Reich insgesamt Verbreitung fand, wie niederdeutsche Drucke zeigen“ (S. 65). Die Dialogflugschriften sieht Schuster. damit als „Medium der städtischen Reformation“ (ebd.). Anonymität der Verfasser, Volkssprachlichkeit, Fiktivität und Laizität werden als weitere Merkmale der Dialogflugschriften hervorgehoben, die bei der Rezeption des reformatorischen Denkens durch eine breite Öffentlichkeit behilflich waren und das Prinzip des allgemeinen Priestertums schon rein formal zur Anwendung brachten.

In den beiden zentralen und umfangreichen Hauptteilen IV (S. 67–105) und V (S. 107–177) beschreibt die Verfasserin zunächst die ausgewählten Quellen aus den Jahren 1521 bis 1525 in der zeitlichen Abfolge ihrer Veröffentlichung und charakterisiert insgesamt 32 Dialogflugschriften, ca. die Hälfte des von ihr vermuteten Gesamtkorpus. Ein klarer Schwerpunkt liegt dabei auf den Dialogflugschriften des Jahres 1524, wo diese spezifische Literaturgattung ihren absoluten Höhepunkt erreichte. Hier finden sich Titel wie „Ein christliches, lustiges Gespräch“, „Dialog von einem Schneider und einem Pfarrer“, „Der ausgelaufene Mönch“, „Gesprächsbüchlein von einem Weber und einem Kramer“ oder „Gesprächsbüchlein von einem Bauern, Belial, Erasmus von Rotterdam und Doktor Fabri“. Zu den ein-

zelnen Schriften wurden jeweils die Druckgeschichte eruiert und soweit möglich die Abfassungsdaten erhoben. Kurze Inhaltsangaben vergegenwärtigen die theologischen Schwerpunkte der literarisch geführten Auseinandersetzung sowie die Argumentationsweise der beteiligten Gesprächspartner. Dadurch entsteht ein guter Überblick über die Vielfalt der Reformationsdialoge, der dann theologisch und zeitgeschichtlich ausgewertet werden kann.

In der so ermöglichten Analyse zeigt sich schließlich, dass in den herangezogenen Gesprächen das Priestertum aller Gläubigen als argumentative Grundlage für alle weiteren Ausführungen verstanden wird. Weiterhin wird die Bibel ausführlich zitiert und entsprechend dem reformatorischen Schriftprinzip gerade für die Laien zum autoritativen Kriterium zur Beurteilung der kirchlichen Lehre. Die evangeliumsgemäße Freiheit vom Gesetz gilt als neue Form der Lebensgestaltung, abgeleitet von biblischen Aussagen. Das Geschehen der Reformation wird ebenfalls der Herrschaftskritik der Bibel eingeordnet, wobei die Fokussierung auf Luther sowohl einer Weitung zur allgemeinen Christlichkeit als auch einer Profilierung zur Differenzierung im evangelischen Lager weicht.

Zwei sehr interessante Nebenaspekte der Dialogflugschriften behandelt Schuster im sechsten Teil ihrer Untersuchung (vgl. S. 179–196). Denn der Blick voraus zeigt, wie sich die Dialogliteratur vom agitatorischen Propagandamedium zur katechetischen Lehrschrift weiterentwickelt hat und wie auch die altgläubige Seite die Dialogflugschrift für ihre Zwecke zu nutzen versuchte.

Als Fazit ihrer Untersuchung formuliert die Verfasserin: „Die Dialogflugschriften boten eine Möglichkeit, das Evangelium zu kommunizieren und die individuelle Meinungsbildung zu beeinflussen. Durch die hier vor[ge]legte Analyse der in den Gesprächsbüchlein angewandten kommunikativen Strategien konnte das Wissen um den reformatorischen Kommunikationspro-

zess um einige Facetten bereichert werden“ (S. 201). Interessant ist, wie die Reformationsdialoge die akademische Disputation literarisch auf allgemein verständliche Weise fortsetzten und so variable diskursive Welten und Rezeptionsräume für den „gemeinen Mann“ öffnen konnten.

In einem breit angelegten Anhang werden die Ergebnisse der Studie anhand von statistischen Erhebungen und Grafiken untermauert und am Quellenbefund nachvollziehbar gemacht. Insbesondere die Beigabe von 17 Titelblättern (vgl. S. 212–228) zeigt geradezu eine Ikonographie der Dialogflugschriften, die durch die Darstellung der verschiedenen Gesprächssituationen dem literarischen Genre eine hohe Aufmerksamkeit und Anschaulichkeit verleiht. Die Synopse des ‚Dialogs von der Zwietrachtung des heiligen christlichen Glaubens‘ (1521) und des ‚Dialogs von einem Schneider und einem Pfarrer‘ (1524) gibt weiterhin einen schönen Einblick in literarische Bezugnahmen und Abhängigkeiten innerhalb der Dialogflugschriften (vgl. S. 229–251).

Mit den Druckbeschreibungen und korrekten Wiedergaben der Titelseiten sämtlicher behandelten Dialogflugschriften wird den wissenschaftlichen Standards Rechnung getragen (vgl. S. 252–277). Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister schließen den Band ab, der mit der Dialogliteratur ein charakteristisches Medium der frühen Reformation auf breiter Basis auswertet und erschließt.

[2140]

*Thomas Hohenberger*

**WALLMANN, JOHANNES:** Martin Luthers Judenschriften, 2. durchgesehene und erweiterte Auflage. – Bielefeld: Luther-Verlag, 2018 (= Studienreihe Luther 18). – 213 S., kart. – ISBN 978-3-7858-0718-7.

In dem im April 2019 ausgelieferten 87. Jahrgang 2018 unserer Zeitschrift (S. 297–305) habe ich in einer Miszelle un-

ter dem Titel ‚Konsequente Historisierung Martin Luthers‘ ausführlich über Johannes Wallmanns „für einen breiteren Leserkreis bestimmte Darstellung“ (S. 39) der ‚Judenschriften‘ Luthers, ihrer Voraussetzungen und der Geschichte ihrer Rezeption im Protestantismus berichtet. Hier habe ich die von dem verdienten Gelehrten verfolgte Absicht, den im Umfeld des Luther- oder Reformationsjubiläums 2017 üblich gewordenen und auch von der EKD offiziell vertretenen aktualisierend-verfälschenden Behauptungen und Urteilen über den ‚Antisemiten‘ Luther die einzig wissenschaftlich angemessene Sicht entgegenzusetzen: nämlich Luther konsequent in seiner Zeit zu verstehen, ebenso begrüßt wie seinen ausführlichen Überblick über die Rezeption von Luthers einschlägigen Schriften. Dabei habe ich auch kritisch auf Probleme im Aufbau der Darstellung und manche kleine Versehen hingewiesen, um am Ende den Wunsch nach einer verbesserten Neuauflage auszusprechen. Dass das Buch „versehentlich ohne die Korrektur des Autors gedruckt“ worden war, erfuhr ich leider erst aus dem „Hinweis der Redaktion“ zu meiner Besprechung.

Inzwischen ist eine „2. durchgesehene und erweiterte Auflage 2019“ erschienen, die mir Ende Januar 2020 zugeht. Ein Vergleich der beiden Fassungen zeigt allerdings nur bescheidene Unterschiede. Bei der Durchsicht hat Wallmann einen Teil der kleineren Versehen berichtigt, aber auch viele stehen lassen. „Einer der besten Kenner der jüdisch-christlichen Beziehungen im Mittelalter“ heißt nicht „Berthold“ (S. 27 und S. 209), sondern Bernhard Blumenkranz. Unverändert, auch im Personenregister dokumentiert (S. 210), ist die Verwechslung des zum Christentum konvertierten Juden Christian Gerson (1567–1622) (richtig S. 85) mit dem großen spätmittelalterlichen Theologen Johannes Gerson (so versehentlich S. 134). Die Lebensdaten von Houston Stewart Chamberlain sind jetzt zwar korrigiert; aber das Geburtsjahr ist erneut falsch angegeben („1858“ statt richtig 1855; S. 172).

Erweitert ist die Neuauflage um die Vorstellung eines Fundes aus dem 20. Jahrhundert (S. 191–194): Hans von Campenhausens 1939 ohne Jahresangabe erschienene Ausgabe ‚Martin Luther. Die Hauptschriften‘. Anders als von Norbert Mecklenburg fahrlässig behauptet, hat der später in Heidelberg berühmt gewordene Kirchenhistoriker nicht „Luthers Schrift *Von den Juden und ihren Lügen* als eine seiner ‚Hauptschriften‘“ publiziert (S. 193, Anm. 186), sondern, wie Wallmann betont, nur „einige ‚Stücke‘“ daraus abgedruckt. Dass diese „in dem über 600 Seiten starken Band lediglich zwölf Seiten ausmachen“ (S. 193), kann ich freilich nicht nachvollziehen; denn die in Anm. 185 angegebenen Zahlen „562–566“ ergeben nur fünf Seiten. Wichtig ist aber, dass Campenhausen, der sich schon früh zur Bekennenden Kirche hielt, jeden Zusammenhang von Luthers Haltung mit dem modernen Antisemitismus bestritten und betont hat, der Reformator sei damit „in mittelalterliches Denken, das er in seinen reformatorischen Schriften überwunden habe [...], zurückgefallen“ (S. 193). Dass der Kirchenhistoriker dennoch „dem Antijudaismus der Bekennenden Kirche verhaftet bleibt“, hebt Wallmann ebenso mit Recht hervor, wie er in erfreulicher Klarheit betont, „dass der christliche Antijudaismus nicht mit dem modernen Antisemitismus gleichgesetzt werden kann“ (S. 194). Eine weitere wichtige Ergänzung bietet das in einem Buch mit so vielen Informationen unentbehrliche Personenregister (S. 209–212). Erwähnt werden soll schließlich, dass das in der 1. Aufl. (S. 205) abgedruckte Foto Wallmanns aus jüngeren Jahren durch eine seinem hohen Alter eher entsprechende Aufnahme ersetzt ist (S. 213).

Dass Wallmann meine den Aufbau des Buchs betreffenden Wünsche nicht berücksichtigt hat, kann ich verstehen, hätten sie doch erhebliche Mehrarbeit und gravierende Eingriffe in den Text erfordert. So hätte etwa die Berücksichtigung der jüdischen „Toledoth-Jeschuh“ bereits für das Mittelalter die gesamte Darstellung einschneidend

verändert. Immerhin muss anerkennend hervorgehoben werden, dass Wallmann als erster Lutherforscher den Hinweis des Judaisten Matthias Morgenstern auf Zusammenhänge zwischen der Toledoth-Literatur und Luther (S. 61), insbesondere seiner Schmahschrift ‚Vom Schem Hamphoras und vom Geschlechte Christi‘ (S. 103, 105), aufgegriffen hat.

Trotz aller Schwächen seines Buchs auch in der 2. Auflage bleibt Johannes Wallmann das Verdienst, mit einer umfassenden Darstellung der ‚Judenschriften‘ Luthers erstmals einen umfassenden Überblick über die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte dieser Schriften bis in den Zweiten Weltkrieg hinein verbunden zu haben. Dass damit freilich noch nicht das letzte Wort über dieses Thema gesprochen ist, sondern auch auf scheinbar bekannten Gebieten weitere Klärungen notwendig sind, zeigt z.B. die sehr lesenswerte Abhandlung von Christoph Bultmann, *Die Debatte über Luthers Betrachtung der Juden*. Zur Frage der Edition und Rezeption der Schrift *Von den Juden und ihren Lügen* (1543) im Lichte einiger Ausführungen von Philipp Jakob Spener (1702), Johann Georg Walch (1747) und Johann Franz Buddeus (1730), in: *Kirche und Israel* 33 (2018), S. 32–46. [2141]

Ulrich Köpf

**MELANCHTHON'S BRIEFWECHSEL**, Band T 18. Texte 5011–5343 (Januar–Oktober 1548), bearb. von Matthias Dall'Asta, Heidi Hein, und Christine Mundhenk (= MBW. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hg. von Christine Mundhenk, T 18). – Stuttgart – Bad Canstatt: frommann-holzboog, 2018. – 628 S., Leinen, geb. – ISBN 978-3-7728-2660-3

Von den Briefen des Jahres 1548 haben nur die aus den Monaten Januar bis Oktober Platz in diesem umfangreichen Band mit sei-

nen insgesamt 338 Nummern, von denen vier mit einer a-Nummer gezählt wurden, die also nach Abschluss der Regesten erst entdeckt wurden. Der Schmalkaldische Krieg hatte seine Folgen gezeitigt. In Wittenberg war unter dem neuen Landesherrn, Kurfürst Moritz von Sachsen, die Universität und ihr Lehrbetrieb wieder neu aufzubauen. Der als reichspolitisch wichtiger Einschnitt eingeschätzte kaiserliche Erlass des „Interims“ im Juni des Jahres bewegte die Gemüter und erforderte deshalb viel Korrespondenz. Melanchthon war die meiste Zeit vor Ort in Wittenberg und nur Ende 1547 bis zum 8. Januar 1548 in Torgau. Ende März bis Anfang April ist er noch einmal unterwegs von Düben über Leipzig nach Altenburg und von dort über Rochlitz nach Altzella, Meissen und Torgau. In der zweiten Aprilhälfte ist er wieder in diesem Gebiet unterwegs. Im August finden wir ihn in Pegau und Leipzig. Weitere Reisen im Reich hat er im hier zu besprechenden Zeitraum nicht gemacht. Er hatte alle Hände voll zu tun.

Im Hinblick auf das Interim, „das darauf abzielte, die Reformation in Deutschland zurückzudrängen“, war Melanchthons Rat als theologischer Berater vonseiten des Kurfürsten gefragt. Melanchthon ermahnte viele Pfarrer, „Entscheidungen über die christliche Lehre klar von den Erwägungen der Politiker zu trennen“. „Erstmals kritisch ediert ist Melanchthons berüchtigtes Schreiben an den sächsischen Diplomaten Christoph von Carlowitz (MBW 5139), das wegen seiner Passagen über Melanchthons Verhältnis zu Luther auf dem Augsburger Reichstag für großes Aufsehen sorgte“ (Alle Zitate auf S. 7). Schauen wir auf das zuletzt genannte Dokument, so können wir feststellen: der lateinische Text umfasst 119 Zeilen auf 8 Seiten mit einem umfangreichen textkritischen Apparat. Die Beschreibung der Überlieferung benötigt in diesem Fall fünf eng bedruckte Seiten. Dies wichtige Dokument ist an so vielen Stellen abgeschrieben und auch gedruckt worden, weil es große Aufmerksamkeit erregt hatte. Das alles ist in der vor-

liegenden Edition festgehalten, sie bietet also einen Schlüssel zu den Kontexten, in denen dieser Text herangezogen wurde. Unter den Drucken steht an erster Stelle einer aus der Werkstatt des in dieser Zeit vom Schüler zum Opponenten gewordenen Kollegen Melanchthons Matthias Flacius Illyricus. Melanchthon selbst will auch in Zukunft dem Frieden der evangelischen Gemeinden dienen. Ihre Lehre müsse unverändert erhalten bleiben und ihre Geistlichen dürfen nicht vertrieben werden. König Ferdinand und sein Bruder, Kaiser Karl V., waren unzufrieden, dass ihre Politik auf dem Reichstag aus Sachsen nicht unterstützt wurde. Sie sahen in Melanchthon den eigentlichen Motor des Widerstandes. Das Interim hat die theologische Landschaft in Deutschland stark verändert. Viele Pfarrer haben wegen des Interims ihre Koffer gepackt, nicht alle gezwungenermaßen, aber aus Überzeugungstreue.

Ich werfe einen Blick auf die Dokumente, die in der ursprünglichen Zählung von MBW nicht enthalten waren und deshalb mit einer a-Nummer nachgetragen worden sind. Nur 5091a, ein Brief Melanchthons vom 17. Februar 1548 an Damian Maier in Jüterbog, ist bereits in MBW Bd. 9, 1998, S. 164f verzeichnet und hat dort ein Regest erhalten. Es handelt sich um eine Abschrift aus der Detmolder Landesbibliothek, die kurze Mitteilungen an den Empfänger sendet. Das Datum erschließt sich aus den erwähnten Geschehnissen. Die sonstigen nachgetragenen Nummern waren bei Erscheinen der Nachträge in Bd. 9 noch nicht bekannt. Während der Arbeit an den Texten hat sich also noch Gelegenheit zu neuen Funden ergeben. Das ist der Fall bei 5066a, einem Gutachten von Bugenhagen, Cruciger und Melanchthon für den Rat der Stadt Goslar vom 25. Februar, das nur in Abschriften erhalten ist. Hier wird dem Text das bisher fehlende kurze Regest vorangestellt. Es geht um eine Ehesache, in der Goslar sich bei den Wittenberger Theologen Rat holen wollte. Ganz anders ist die Sache gelagert bei 5096a, ein Dokument, das im Staatsarchiv Amberg liegt. Das Regest

lautet schlicht: „Nachricht vom Augsburger Reichstag“, die Datierung ist sachlich erschlossen, der lateinische Text umfasst wenige Worte. Hier ist von Bedeutung, dass in den Papieren von Pfalz-Sulzbach ein Dokument dieses Inhalts bruchstückhaft überliefert wird. Wieder anders ist die Lage bei 5323a, der Abschrift eines Schreibens von Melanchthon an Herzog Magnus von Mecklenburg, den Administrator des Bistums Schwerin, die sich am Ort des Adressaten gefunden hat. Auch hier ist das bisher fehlende Regest vorgeschaltet. Melanchthon empfiehlt Christoph Leib als Professor in Rostock. Eine Literaturangabe ist in die Literaturangabe eingeschaltet, ein Aufsatz von Sabine Pettke aus dem Jahr 2006. Ohne diese Lektüre – so wird man vermuten dürfen – wäre dieser Text nicht entdeckt worden, aber das muss der Leser bei Sabine Pettke selbst lesen. Hätte das nicht besser auch wirklich erwähnt werden können? Es ist ja doch keine Schande, wenn man aus Archivfunden einer Kollegin etwas in ein Quellenwerk aufnehmen kann.

Das sind nur punktuelle Einblicke in die Breite der umfangreichen Korrespondenz Melanchthons in diesem gewichtigen Jahr. Wer über die Empfehlungen und Sorgen des Wittenberger Professors zum Interim genaue Textstudien betreiben will, findet hier viel Originaltext, für die Kollegen und Gelehrten selbstverständlich in Latein, für Fürsten und der Gelehrtensprache nicht kundige Empfänger auf Deutsch. Sechs Schreiben richten sich an Veit Dietrich, den Prediger in Nürnberg, der – so erfahren wir in 5119 – Trost braucht, weil er von seinem Predigtamt vorübergehend suspendiert ist. „Spero tibi non deesse veras et salutare consolationes ...“ Ihm, dem vertrauten Freund, schreibt Melanchthon aber auch einige Bemerkungen über das Augsburger Interim, das er für eine verschlechterte Neufassung des Regensburger Buches hält. Die Annahme des Interims würde, so lesen wir da, Melanchthon, Dietrich und andere ins Exil treiben. Das Dokument ist nur in Ab-

schriften bekannt. Der Text wird gedruckt nach der Überlieferung in Kaufbeuren. Zu diesem Dokument bedarf das Regest aus MBW Bd. 5 einer Ergänzung, dass nämlich Melanchthon zu einer Ehesache schon geantwortet hat. Im Mai braucht der Nürnberger Zuspruch in Krankheit (5145), wieder geht es auch um das Interim, ebenso in 5149. Im Juni schickt M. ein Gutachten über das Interim an Dietrich, der es anderen in der Stadt zeigen soll. Im September berichtet er dem Nürnberger über die Aufnahme des Interims in den niedersächsischen Städten. M. möchte lieber sterben als das Interim billigen (5296). Am 16. Oktober ist von der Besserung von Dietrichs Gesundheit die Rede (5327). Dietrich arbeitet wieder an der Genesisvorlesung Luthers, die er zum Druck brachte. Wieder geht es um viele Einzelfragen zum Interim. Durch Dietrichs Hilfe soll ein Brief an Johannes Sturm in Straßburg weitergeleitet werden. – Auch an Hieronymus Baumgartner sind acht Schreiben und an Joachim Camerarius sogar 17 Schreiben gerichtet. Hieronymus Besold, der Prediger an Heilig-Geist in Nürnberg, der längere Zeit in Wittenberg studiert hatte, erhält von Melanchthon am 18. Januar eine Gratulation zur Hochzeit mit Katharina, der Tochter des Lorenzer Pfarrers Andreas Osiander (5034), die am 30. Januar stattgefunden hat. Melanchthon erinnert dankbar an deren verstorbene Mutter, Katharina Preu, zu deren Tod 1537 der Wittenberger ein Kondolenzschreiben an den Witwer geschickt hatte. Aus allen diesen Beispielen erkennen wir deutlich, dass Nürnberg auch in diesem Jahr fest im Horizont des Wittenbergers bleibt. Diese Bemerkungen müssen im Rahmen einer Rezension genügen, um den Benutzern Lust zu vermitteln, selbst zu diesem wichtigen Hilfsmittel der Forschung zu greifen, das nunmehr um den Textbestand aus den ersten 10 Monaten von 1548 reicher geworden ist. Um freilich die inneren Zusammenhänge über die reinen Texte hinaus erkennen zu können, braucht man ständig das Parallelstudium der Regesten, in denen

Heinz Scheible und Walter Thüringer die Verweise auf vorangegangene und folgende Texte und manche historischen Klärungen eingetragen haben. Die Regesten behalten auch nach dem Erscheinen der Textedition weit mehr als nur die Vorarbeit zur Edition; sie behalten ihren Wert als historische Informationsträger.

Dass der Adressatenkreis Melanchthons weit über die hier genannten Personen hinausgeht und auch Empfänger aus Politik, Wissenschaft und Kirche in ganz anderen Regionen im Reich erfasst, ist selbstverständlich und wichtig. An dieser Stelle lag es nahe, wahlweise die für das heutige Bayern bedeutsamen Nürnberger Briefempfänger besonders zu beleuchten.

Wieder – wie auch in den früheren – ist der Band vorbildlich erschlossen durch die üblichen Indizes über Absender, Adressaten und Fremdstücke, über Bibelstellen und zitierte Autoren und Werke bis ca. 1500 und ab ca. 1500. Eine insgesamt bewundernswerte Leistung der EditorInnen sowie des Verlags. Heinz Scheible hat alle edierten Stücke kritisch gelesen. – Mitgeteilt wird im Vorwort, dass Walter Thüringer, der langjährige verdienstvolle Mitarbeiter an dieser Briefedition am 30. November 2016 verstorben ist.

[2142]

*Rudolf Keller*

#### MELANCHTHON'S BRIEFWECHSEL, Band 13.

Personen L–N, bearbeitet von Heinz SCHEIBLE (= Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hg. von Christine MUNDHENK, Bd. 13). – Stuttgart – Bad Canstatt: frommann-holzboog, 2019. – 582 S., Ln., geb. – ISBN 978-3-7728-2259-9.

Im Jahr 2005 war Band 12 von Melanchthons Briefwechsel (MBW) mit den Programmen zu den Buchstaben F–K erschienen. Jetzt, 14 Jahre später, konnte Heinz

Scheible, der verdiente langjährige Bearbeiter und ehemalige Leiter dieses großen Editionsprojekts den nächsten Band mit den Personenartikeln L–N vorlegen. Alle Personen, mit denen Melanchthon korrespondierte oder die er erwähnte, werden hier erfasst. Das ist eine wichtige Kommentierung zu den Brieftexten. „Deshalb sind die Personen, die einen direkten Bezug zu Melanchthon haben, ausführlicher behandelt als die Gestalten der Vergangenheit, die in den Texten erwähnt werden und deshalb identifiziert werden müssen. Soweit möglich, werden auch die sozialen Verbindungen dargestellt. Darüber hinaus dienen die Bände 11–15 als Nachschlagewerk für mehr als 7000 Gestalten, hauptsächlich des 16. Jahrhunderts, darunter viele kaum bekannte“ (S. 7). In der Tat ist dieses Werk ein besonders aussagekräftiges Personenlexikon zu diesem Kreis, das der Forschung zum 16. Jahrhundert ganz allgemein dichte Informationen in die Hand gibt. Zu allen diesen Personen werden auch wichtige Literaturangaben auf knappem Raum festgehalten. Man hat also zwar den Personenindex zu MBW vor sich, in Wirklichkeit reicht die Information jedoch an vielen Stellen weit darüber hinaus.

Der Radius, den der Briefwechsel des Wittenberger Präzeptor Germaniae umspannt, ist bekanntlich sehr groß. Scheible klärt nicht nur die persönlichen Verhältnisse, sondern auch die geographischen Ortsangaben sehr akribisch und auch im Hinblick auf die damalige wie ebenso die gegenwärtige Identifizierbarkeit und historisch-politisch-geographische Zugehörigkeit dieser Orte. Das ist sehr nützlich für das Auffinden der oft wenig bekannten Orte in Deutschland und im heutigen Ausland, das damals wesentlich selbstverständlicher mit im Blick war.

Um einen Einblick in die Möglichkeiten zu gewinnen, die sich aus der Benutzung dieses Bandes erschließen, richten wir unser Augenmerk einmal auf die Namen, die in Nürnberg von Bedeutung waren. Paul Lautensack aus Bamberg lebte ab 1527 mit kurzen Unterbrechungen in Nürn-

berg, wo sein Sohn Paul Lautensack d.J. Organist an St. Sebald war (S. 77f). Wenzeslaus Linck, Augustinereremit und eng mit Luther und Staupitz verbunden, wirkte ab 1517 im Kloster und von 1525 bis zu seinem Tod 1547 als Prediger im Heiliggeist-Spital in Nürnberg. Von 1523 bis 1525 wirkte er in Altenburg als evangelischer Prediger, wo er auch bereits 1523 geheiratet hat (S. 123–125. Zu ihm vgl. den Beitrag von Hans Schneider in diesem Band der ZBKG: Wolfgang Volprecht († 1528). Nürnberger Augustinereremit und evangelischer Prediger). Franziskus Magera, ein griechischer Exulant, starb 1541 in Nürnberg (S. 220). Auch Andreas Osiander hat 1541 ein Empfehlungsschreiben für ihn verfasst (Osiander Gesamtausgabe Bd. 7, S. 339f. Der Bearbeiter dieses Stückes, Martin Hein, wird mit einem Beitrag über Magera im ARG zitiert.) Auch sein Bruder, Johannes Magera, wird in Melanchthons Briefwechsel erwähnt, weil Franziscus in Deutschland Geld für seinen Freikauf sammelte (S. 220f). Der Nürnberger Arzt, Johannes Magenbuch, dessen Tochter Helena 1545 die dritte Ehefrau von Andreas Osiander wurde, kommt in MBW vor (S. 219f). Hier erfährt man auch, wo sich die Witwe des in Königsberg 1552 verstorbenen Andreas Osiander nach dessen Tod aufhielt und weshalb die Familie später in Württemberg ansässig wurde. Frau Helena heiratete noch einmal und kam so nach Denkendorf. Georg Major, der bekannte Wittenberger Professor, wurde 1502 in Nürnberg geboren, wirkte aber an der Leukorea und war dort ein wichtiger Schüler und Kollege Melanchthons (S. 225). Der Drucker Ulrich Neuber in Nürnberg, der mit Johann vom Berg zusammenarbeitete, darf hier nicht fehlen (S. 516). Caspar Nützel, 1471–1529, der Patrizier, war Ratsherr, Bürgermeister und Gesandter der Reichsstadt, hatte bei der Durchführung der Reformation seiner Stadt große Bedeutung, nicht zuletzt bei den Verhandlungen mit dem Klarissenkloster und seiner Priorin Caritas Pirckheimer (S. 580f). Hieronymus Nopp, geboren

ca. 1495 in Herzogenaurach und gestorben 1551 in Nürnberg, war nach Aufenthalt in Zwickau und Schneeberg und der Promotion in Wittenberg ab 1543 evangelischer Pfarrer in Regensburg, wo er 1547 wegen des Interims beurlaubt wurde und nach Nürnberg, bzw. Herzogenaurach ging (S. 575). An dieser Stelle greift Scheible auch u.a. auf das 2017 erschienene Regensburger Pfarrerbuch zurück.

Ein Ertrag von Scheibles Lebensarbeit – dieser Eindruck drängt sich da auf – spiegelt sich in dem Artikel zum denkwürdigen Stichwort „Luther, Martin“, der auf engstem Raum über das Leben des Reformators, die mit Melanchthon gemeinsamen Reisen, viele wichtige Einzeldaten aus Luthers Leben, die Melanchthon beschäftigt haben, treffsichere Auskunft gibt. Die zahlreichen Brieftexte sind alle aufgeführt. Das ist ein Kompendium der besonderen Art (S. 190f). Eine ganze Reihe von wenig bekannten Verwandten Luthers, Eltern, Kinder und Geschwister, sind hier auch verzeichnet. Nicht verwandt mit dem Reformator ist der Rat in Diensten Landgraf Philipps von Hessen und der Familie Riedesel auf Schloss Eisenbach bei Lauterbach im Vogelsberg, Heinz von Luther, oft auch Lüder genannt, der hier auch beschrieben wird (S. 187).

Baldo Lupetino aus Albona, ein Verwandter von Matthias Flacius Illyricus, der 1556 in Venedig im Zuge der Inquisition ertränkt wurde, findet Erwähnung in Melanchthons Korrespondenz (S. 185f). Caspar von Niedbruck, ein aus Lothringen stammender Gelehrter im Dienst König Maximilians II. als Rat und Bibliothekar, korrespondierte auch mit Melanchthon, ist aber für die Theologie vor allem als Förderer der kirchenhistorischen Arbeiten von Matthias Flacius Illyricus an wichtiger Stelle verdienstvoll tätig gewesen. Er starb 1557 in Brüssel. Hier werden alle wichtigen Stationen seines Wirkens festgehalten (S. 525–527).

Viele Seiten des Bandes verzeichnen auch die nicht genau ermittelbaren Personen unter „NN“, wo dann eben doch genau ge-

sagt werden kann, was und wo Melanchthon von diesen nicht näher bekannten Namen schrieb. Auch dieser ehrliche Abschnitt (S. 534–574) ist insofern verdienstvoll.

Wie man diesen gewichtigen Band nutzt, hängt ganz von den Fragestellungen ab, mit denen man ihn in die Hand nimmt. Natürlich war Melanchthons Lebensmittelpunkt nicht Nürnberg, sondern Wittenberg. In so viele Orte, die er bereiste oder auch nur von Briefen kannte, hielt er Verbindung. Am Beispiel Nürnberg lässt sich ein Segment gut herausstellen, das die bayerische Kirchengeschichte besonders interessieren muss. Andere werden auf ganz anderen Wegen gehen.

Es ist ein Glück für dieses große Werk, dass Heinz Scheible selbst diesen Band zum Abschluss bringen konnte und – wie man aus dem Vorwort von MBW.T 19, S. 8 erfährt – „sich nun aber auf die Drucklegung der noch ausstehenden Personenbände konzentrieren will“. Er sagt von sich: „Von Terminzwängen befreit, habe ich für MBW 13–15 alles überprüft und vieles berichtigen müssen“ (S. 7). Was man hier liest, ist der Ertrag vieler Jahre auf derzeit möglichst aktuellem Stand. Das alles dient dem ganz genauen Verständnis Melanchthons. Diesen großen Gelehrten kann man jedoch erst verstehen, wenn man seine weitreichenden Beziehungen kennt und berücksichtigt. Jetzt ist ein weiteres Stück essentieller Hilfe dazu für die Personen L–N auf dem Tisch. [2143]

*Rudolf Keller*

DINGEL, IRENE / JOHANNES HUND / LUKA ILIĆ (Hg.) unter Mitarbeit von MARION BECHTOLD-MAYER: Matthias Flacius Illyricus. Biographische Kontexte, theologische Wirkungen, historische Rezeption. Biografski konteksti, teološki utjecaji i povijesna persepcija. Biographical Contexts, Theological Impact, Historical Reception (= VIEG Beiheft 125). – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019. – 378 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-525-57094-4.

„Matthias Flacius Illyricus zählt zu jenen Gestalten der frühen Neuzeit, denen man bis heute einerseits großen Respekt entgegenbringt, andererseits aber auch mit großer Reserviertheit begegnet.“ (S. 5) Von dieser Ausgangsthese her werden im vorliegenden Band die Erträge einer Forschungstagung publiziert, die im Jahr 2015 im kroatischen Labin stattfand. Was im Geburtsort des Mannes aus der ehemals venezianischen Provinz Illyrien, gedacht und gesagt wurde, liegt nun gesammelt vor und wird der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zur Weiterarbeit übergeben. „Die Beiträge des Bandes sind fast zu gleichen Teilen in deutscher und englischer Sprache abgefasst. Kurze vorangestellte Abstracts auf Kroatisch sollen auch jenen den Zugang zu den Inhalten ermöglichen, die die Herkunftssprache des Flacius vorziehen. Zusätzliche deutsche Zusammenfassungen zu den englischen und englische zu den deutschen Beiträgen ermöglichen eine rasche Orientierung“ (S. 7).

„Die Beiträge des ersten Abschnitts betrachten Flacius als Wanderer zwischen den Welten. Diesem Zugang liegt als Forschungshypothese der Gedanke zugrunde, dass Flacius' Existenz als permanenter Migrant, der sich in verschiedenen städtischen und territorialen, politischen und konfessionellen Zusammenhängen zu behaupten hatte, auch sein Denken und Arbeiten prägte.“ (S. 5) „Der zweite Abschnitt widmet sich Flacius als Kämpfer für die theologische Wahrheit.“ (S.6) „Flacius als Gelehrten in seinen Netzwerken zu beschreiben – so der Schwerpunkt des dritten Abschnitts – stellt eine besondere Herausforderung dar, da dafür die bisher kaum beachteten und weitgehend unedierten Korrespondenzen mit anderen Gelehrten zu sichten sind ...“ (S. 6). „Dass der vierte Abschnitt zur Rezeption und gruppenbildenden Wirkung des Flacius und seiner Theologie leider nur einen Beitrag bieten kann, hängt aufs Neue mit der schwierigen Quellenlage zusammen ...“ (S. 7) „Wenn es diesem Band gelingt, einen Perspektivenwechsel in der



Flacius-Forschung anzuregen und dafür zu sensibilisieren, dass selbst die gegenwärtige Beschäftigung mit dem Illyrer immer noch allzu häufig von eingefahrenen Meinungen und alten Klischees geprägt ist, hat er sein Ziel erreicht.“ (S. 7) Die angeführten Zitate aus dem Vorwort der Herausgeberin umreißen Inhalt und Absicht des Bandes.

Luka Ilić, ein „Landsmann“ von Flacius und mit der deutschen und amerikanischen Forschung bestens vertraut (vgl. die Besprechung in ZBKG 84, 2015, S. 275–278), beschreibt die „Peregrinatio academica and Life Pilgrimage of Matthias Flacius Illyricus“. Aus sehr genauer Kenntnis einschlägiger Dokumente kann er neues Licht in die Jugendzeit von Flacius bringen, mahnt jedoch an, dass dies Feld weiter erforscht werden müsse. Wade Johnston handelt über das Thema „Adiaphora and Confession“. Er betont die bleibende Bedeutung des Aufenthalts in Magdeburg für Flacius, der sich von da an als „Exul Christi“ verstand. „Das Leben des Illyrers ohne seine Erfahrungen in »unseres Herrgotts Kanzlei« verstehen zu wollen, ist nicht denkbar“ (S. 22). „In no phase of his life was Flacius more productive than during his Magdeburg years“ (S. 23). „Magdeburg left an indelible mark upon Matthias Flacius Illyricus. His departure from Wittenberg in protest of the Augsburg Interim and the faculty’s spirit of compromise over against it, as well as his propaganda from Magdeburg against Wittenberg, marked an irreconcilable rupture with the institution and its leading theologians, particularly his mentor and friend, Philipp Melancthon. His time there solidified his work as a controversialist. His theology developed in reaction to the theology of others“ (S. 34).

Daniel Gehrt behandelt unter Benutzung zahlreicher handschriftlicher zeitgenössischer Dokumente die Phase des Wirkens von Flacius als Theologieprofessor in Jena und sein „Educational Enterprise“ in Regensburg. Die bildungsgeschichtliche Perspektive werfe ein neues Licht auf seine Jahre in Jena und Regensburg. „The following

section investigates his plans for founding new academies in Regensburg and Klagenfurt in order to educate future church and civic servants especially for Austrian, Slovenian and Croatian areas under Habsburg rule“ (S. 37). Gehrt vermittelt auch Detailkenntnisse über die Lehrtätigkeit von Flacius in Jena. Die Auswirkungen der Tätigkeit von Flacius für Regensburg und Lauingen an der Donau werden hier benannt. Flacius behielt den Horizont im Auge, der sich über Zentraleuropa hinaus nach Südosten erstreckte. Das kann Gehrt in diesem Aufsatz mit guten Quellenbelegen darlegen. Was in Jena begonnen hat, zeitigte weitere Folgen.

Guido Marnef stellt die Entstehung der lutherischen Kirche in Antwerpen dar. Flacius ging ja von Regensburg 1566 nach Antwerpen und spielte bei der Erstellung der *Confessio ministrorum Jesu Christi*, wie sie von der Antwerpener Kirche veröffentlicht wurde, eine zentrale Rolle. Die lutherische Gemeinde dort ebenso wie die calvinistische wurde aus politischen Gründen 1567 wieder aus der Stadt vertrieben. Das Buch von Carsten Brall (*Konfessionelle Theologie und Migration. Die Antwerpener Gemeinde Augsburger Konfession im 16. Jahrhundert*, Göttingen 2017; vgl. Besprechung in ZBKG 87, 2018, S. 351f, Nr. 2105) findet bei Marnef keine Erwähnung. Das lässt sich leicht erklären, denn die Vorträge wurden 2015 gehalten, aber bedauerlich ist es dennoch.

Johannes Hund schreibt über „Kompromisslosigkeit, wachsende Isolation und Verfolgung. Das Exil des Flacius in Straßburg und seine letzten Jahre in Frankfurt am Main“. Hier zeigt Flacius sich „deutlich geprägt vom theologischen Streit um die genaue Definition der Erbsünde, in dem sich Flacius in zunehmendem Maße dem Finden von Kompromissen verschloss“ (S. 82). Hund stellt die wechselvolle Geschichte des Wirkens und der Ausweisung in Straßburg dar. In Frankfurt konnte Flacius sich nur ohne wirkliche Aufenthaltsgenehmigung bis zu seinem Tod am 11. März 1575 aufhalten. Dass die gedruckte Leichenpre-

digst von Caspar Heldelin aus Lindau bei der Bestattung gehalten worden sei, wie Hund schreibt, wurde von Preger bestritten, der berichtet hat (Flacius, Bd. 2, S. 526f): „Da keiner der Frankfurter Geistlichen ihm eine Leichenpredigt hielt, so hat Kaspar Heldelin eine solche geschrieben und drucken lassen, um auf diese Weise seinem Lehrer ein Ehrendenkmal aufzurichten.“ Die Frankfurter Pfarrer Hartmann Beyer und Matthias Ritter besuchten ihn vor seinem Tod. Wenn ich die Predigt von Heldelin erneut lese, so finde ich mich auf der Seite der Deutung von Preger. Wie hätte auch Heldelin von Lindau aus so schnell nach Frankfurt kommen sollen?

Der Band bietet im zweiten Abschnitt Untersuchungen über die Erbsündenlehre (Robert Christman), über die Bedeutung der Heiligen Schrift (Robert Kolb), über die Arbeit an den Magdeburger Zenturien (Harald Bollbuck) und am *Catalogus testium veritatis* (Wolf-Friedrich Schäufele). „Der *Catalogus* war Teil und Pilotveröffentlichung eines größeren historiographischen Projekts, aus dem die bekannten Magdeburger Zenturien hervorgehen sollten. Flacius war der Urheber und spiritus rector...“ (S. 161) Über die *Clavis Scripturae Sacrae* handelt der Beitrag ‚Hermeneutik als Schlüssel zur Wahrheit‘ von Hans-Peter Großhans. Hans-Otto Schneider stellt die Haltung von Flacius in den Auseinandersetzungen um das Interim und im Adiaphoristischen Streit dar. Timothy J. Wengert untersucht die Angriffe von Flacius auf Andreas Osiander, wozu er auf seine Monographie zum Thema zurückgreifen kann (vgl. die Rezension in ZBKG 84, 2015, S. 273–275, Nr. 1967).

Der dritte Teil stellt Flacius in seinen Netzwerken dar: seine Kontakte in die Schweiz und nach Italien (Gianfranco Hofer), seine Gelehrtenkorrespondenzen mit Polen und Preußen (Henning P. Jürgens), aber auch seinen Austausch mit Pietro Paulo Vergerio (Stefania Salvadori).

Der vierte Teil über Rezeption und gruppenbildende Wirkung bietet nur ei-

nen Beitrag. Stefan Michel fragt: ‚Gab es einen Flacianismus?‘ Er warnt vor einem falschen Gebrauch des Begriffs. „Es handelt sich demnach um einen Begriff, der in den Kontext der Konfessionalisierung im mitteldeutschen Raum und in Österreich gehört. Er bezeichnet ein besonderes theologisches Phänomen, nämlich die eschatologisch zugespitzte Erbsündenlehre einiger strenger Lutheraner.“ (S. 293)

Der Band wird abgeschlossen durch einen wichtigen Appendix, in dem unbekannte Quellen zu den verhandelten Themen ediert und zugänglich gemacht werden. Verzeichnisse und Register runden den interessanten Band ab und erleichtern die Benutzung ganz wesentlich. Der Band, dessen Inhalt hier nur in groben Umrissen nachgezeichnet werden konnte, dokumentiert eine sehr anregende und an vielen Stellen weiterführende Fachtagung, deren Ergebnisse man nicht wird übersehen dürfen. Es ist zu hoffen, dass der angestrebte Perspektivenwechsel Wirklichkeit werden möge. Anzumerken ist, dass auf S. 63, 3. Zeile nicht von Dillenburg zu reden ist, sondern von Dillingen, der Nachbarstadt von Neuburg mit einem Jesuitenkolleg. [2144]

*Rudolf Keller*

**KROLL, FRANK-LOTHAR / REDWORTH, GLYN / WEISS, DIETER J.** (Hg.): Deutschland und die Britischen Inseln im Reformationsgeschehen. Vergleich, Transfer, Verflechtungen. – Berlin: Duncker & Humblot, 2018 (= Prinz-Albert-Studien / Prince Albert Studies 34; = AKGB 97). – X + 351 S., 1 Tab., zahlr., teilw. farb. Abb. – ISBN 978-3-428-15409-8.

Zu den Besonderheiten der bayerischen Kirchengeschichte zählen die territorialen und dynastischen Verbindungen Coburgs. Im Reformationszeitalter markiert die Stadt die südlichste Befestigung Kursachsens. Im 19. Jahrhundert betrieb das aus den ernestinischen Erbteilungen hervorgegangene Her-

zogtum Sachsen-Coburg und Gotha sodann eine ambitionierte Personal- und Heiratspolitik, die Mitgliedern der herzoglichen Familie Zugang zu mehreren europäischen Königshäusern eröffnete. Am bekanntesten dürfte Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha sein, der 1840 die britische Königin Victoria heiratete und als Prinzgemahl überwiegend in England sowie zeitweilig in Schottland lebte. Die 1981 gegründete Prinz-Albert-Gesellschaft verschreibt sich laut Satzung der „Erforschung der deutsch-britischen Beziehungen in den Bereichen von Wissenschaft, Kultur und Politik unter besonderer Berücksichtigung der Coburger Beziehungen zu England im 19. Jahrhundert“. Im kulturellen Leben der vormaligen Residenzstadt sind die jährlichen Tagungen, die teils in Coburg, teils im nahegelegenen Schloss Rosenau, Alberts Geburtsort, stattfinden, besondere Höhepunkte. Dankbar erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen an Begegnungen u.a. mit dem Oxforder Sozialhistoriker Lord Asa Briggs, Vertretern der bayerischen Landesgeschichte und profilierten Neuzeit- und Zeithistorikern, die sich im Zuge einer Jahrestagung dem Gymnasiasten ergaben.

Vor dem Reformationsjubiläum entstand die Idee, die 35. Jahrestagung 2016 mit dem „Verein für bayerische Kirchengeschichte“ als „Partner [...], vertreten in der Person seines Vorsitzenden Pfarrer Prof. D. Dr. Rudolf Keller“ (s. dazu das „Vorwort/Preface“, [V]), zu veranstalten. Bibliographisch ausgewiesen wird die Partnerschaft durch die Aufnahme in zwei Reihen. Gebunden ist der Band ist das für die „Prinz-Albert-Studien“ charakteristische rote Leinen mit goldener Buchstaben- und Emblempprägung. Auch der Herausgeberkreis verdeutlicht eine gewisse Vorrangstellung der Prinz-Albert-Gesellschaft in der partnerschaftlichen Unternehmung. Der Band eröffnet mit einem „Vorwort/Preface“ der Herausgeber (einschließlich des in naturgemäß zuletzt geschriebenen und so am wenigsten redigierten Einführungen fast obligatorischen

Tippfehlers bereits im Eröffnungssatz: „Im Jahr 2017 jährte sich die Wiederkehr des Reformationsgeschehens zum 400. Mal“) und einem „Geleitwort/Foreword“ Kellers. Letzteres ist insofern aufschlussreich, als es die Kooperation zwischen den Vereinen aus einer Initiative des beiden Organisationen verbundenen Mitherausgebers Dieter J. Weiß ([VII]) erklärt.

Ergibt sich aus der Zusammenarbeit ein Mit- oder eher ein Nebeneinander? Der Leser, der den sicher fachlich und menschlich bereichernden Austausch bei der Tagung nicht miterlebt hat, mag geneigt sein, in die zweite Richtung zu votieren. Der größte Teil der insgesamt sechzehn, auf vier Kapitel verteilten Beiträge widmet sich einer national oder territorial ausgerichteten Reformationsgeschichte, ohne die vom Oberitel des Bandes angekündigten Verbindungen zu verfolgen oder die mit dem Untertitel umrissenen Perspektiven („Vergleich, Transfer, Verflechtungen“) einzuholen. Thematisch mag man konzedieren, dass dies gegenstands- und forschungsbedingt auch nicht leicht fiel, da sich die reformatorischen Entwicklungen in Großbritannien vielschichtig, eigenständig und mit bisweilen erheblichen zeitlichen Verschiebungen gegenüber kontinentaleuropäischen Prozessen vollzogen. Dem Band und seinen Autorinnen sowie Autoren wird man daher eher gerecht, indem man einzelne Beiträge für sich betrachtet.

Ein Teil dieser ist makrohistorisch angelegt. Eine gute epochenübergreifende Orientierung zu England bietet Ronald G. Asch in der Mitte des Bandes. Überblicksartig zu Irland informiert Hiram Morgan. Vertiefungsmöglichkeiten für das England des späten 16. und frühen 17. Jahrhundert eröffnet Susan Doran. Eine Reihe von Studien sucht personale Zugänge. Mit Blick auf England zählen dazu Aufsätze zu Thomas Morus (Georg Eckert), Heinrich VIII. und seiner vierten Frau Anna von Cleve (Lothar Höbelt mit zeitgeschichtlich nicht immer glücklicher Aktualisierung, vgl. S. 35f,

Anm. 21, oder S. 48 oben) und zu weiblichen Handlungsräumen in der religiösen Praxis (Lucy M. Kaufman). Stadtreformatorische Aspekte zu Canterbury bearbeitet Stuart Palmer, während Weiß eine gute Darstellung zu Caritas und Willibald Pirckheimer in Nürnberg beisteuert.

International vergleichende Perspektiven der Erinnerungskultur verfolgt Katharina Beiergrößlein, die 2011 mit einer Arbeit über den Engländer Robert Barnes promoviert wurde, dessen „Furnemlich Artickel der Christlichen kirchen“ für das dokrinale Selbstverständnis der Wittenberger Reformation bedeutsam sind. Im Sammelband kommt Beiergrößlein das Verdienst zu, für ihren Beitrag die Sprache gewechselt zu haben, indem sie auf Englisch schreibt. Enno Bünz verfolgt in der ihm eigenen Sachkenntnis und Souveränität die Wege der Reformation im ernestinischen und albertinischen Sachsen (dass im Text noch der Hinweis auf einen anderen Vortragstitel begegnet, S. 280, entging der Redaktion). 2016 mochte es ein Ereignis gewesen sein, mit einer Referentin und einem Referenten aus Wittenberg etwas über die dortigen Vorbereitungen des Reformationsjubiläums zu erfahren. Im Sammelband sind die betreffenden Beiträge vergleichsweise unergiebig (Benjamin Hasselhorn und Astrid Mühlmann).

Die reformationsgeschichtliche Relevanz Coburgs begegnet in vier Studien. Keller bietet eine kompakte Darstellung zu Luthers Zeit auf der Veste Coburg im Spiegel seiner dortigen Briefe, die er – ein Kenner Flacius’ – erfreulicherweise auch editions-

und wirkungsgeschichtlich bis ins 20. Jahrhundert verfolgt. Ausgehend von den Tischreden hätte sich vielleicht noch ergänzen lassen, wie konkret Luthers Todeserwartung auf der Veste war, aufgrund derer er sogar schon einen Begräbnisort in der Kapelle des heutigen Fürstenbaus bestimmt hatte (vgl. dazu WA.TR 6, 301, 20–22 [Nr. 6973]).

In ihrer materialen Arbeit hervorzuheben sind drei Beiträge von Coburger Wissenschaftlern. Klaus Weschenfelder, vormaliger Leiter der Kunstsammlungen auf der Veste Coburg, zu denen auch das Kupferstichkabinett zählt, bietet instruktiv Bekanntes und Unbekanntes zur „Bildpolemik in der frühen Reformationszeit“. Silvia Pfister, der Direktorin der Coburger Landesbibliothek, gelingt das Kunststück, reichhaltige Illustrationen und sachkundige Ausführungen zu Luther-Bibeln aus Coburger Beständen mit einer Provenienzforschung zu verbinden, die den Bogen zu Prinz Albert und der Luther-Memoria des 19. Jahrhunderts schlägt. Den stadthistorischen, architektonischen und künstlerischen Ausbau Coburgs bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts schildert kenntnisreich Rainer Axmann. Von besonderem Wert ist seine archivalisch erhobene Dokumentation durchreisender Besucher, die Coburgs geostrategische Bedeutung bereits an der Schwelle zur Reformationszeit verdeutlicht.

Der auf ein Register verzichtende Band bietet multa; manches möge multum gelesen werden.

[2145]

*Martin Keßler*

*1.3. 19./20. Jahrhundert / Zeitgeschichte (Nr. 2146–2152)*

Wallmann: Die evangelische Gemeinde in Theresienstadt (Sommer) (Nr. 2146) – Arnold: Albert Schweitzer. Seine Jahre im Elsass (Nr. 2147) – Hermle / Lepp / Oelke (Bearb.): Christlicher Widerstand (Blaufuß) (Nr. 2148) – Sommer: Nationalsozialismus und Luthertum (Rößler) (Nr. 2149) – Barth: Vorträge und kleinere Arbeiten 1934–1935 (Huber) (Nr. 2150) – Niemöller: Gedanken über den Weg der christlichen Kirche (Nr. 2151) – Ziemann: Martin Niemöller (Schneider) (Nr. 2152)

**WALLMANN, JOHANNES:** Die Evangelische Gemeinde Theresienstadt. Zum Umgang der evangelischen Kirche mit ihrer Geschichte. – Leipzig: EVA, 2019. – 311 S., kart. – ISBN 978-3-374-06000-9.

Mit dem Thema Kirche und Judentum hat sich Johannes Wallmann lebenslang beschäftigt. Der umfangreiche Aufsatz: „Die Evangelische Gemeinde Theresienstadt“, der am Anfang dieser Aufsatzsammlung steht (S. 9–120), ist aus seinem Betroffensein über das Vergessen dieser Gemeinde erst jüngst entstanden und wird hier erstmals veröffentlicht. Es schließen sich weitere, aus den letzten Jahren stammende Aufsätze Wallmanns an, die dem Verhältnis von Luther bzw. Luthertum und Judentum in der deutschen Geschichte seit der Reformation nachgehen. In die sehr bewegte Diskussion dieser Thematik im Zusammenhang mit dem Reformationsjubiläum 2017 haben die Aufsätze Wallmanns verschiedentlich mit wichtigen historischen Argumentationen eingegriffen. Sie sind in diesem Band zusammengefasst. Der älteste Aufsatz „Die Rezeption von Luthers Judenschriften von der Reformation bis zum Ende des 19. Jahrhunderts“, ursprünglich ein Vortrag zum Lutherjubiläum 1983 in New York, erscheint hier erstmals in deutscher Sprache.

Die Gemeinde evangelischer Christen jüdischer Herkunft in Theresienstadt ist in Band 4 der Buchreihe von Eberhard RÖHM und Jörg THIERFELDER: Christen – Juden – Deutsche, Stuttgart 2004 / 2007, schon einmal ausführlich dargestellt worden, aber der Publikation dieser Darstellung bzw. ih-

rem Vorhandensein in Bibliotheken folgte nicht ihr Bekanntwerden. Das ist eine häufig vorkommende Situation, die auch z.B. für die Spätschriften Luthers gegen die Juden von 1543 zutrifft. Druck und Verwahrung in Bibliotheken ist das eine, ihre Wahrnehmung das andere, was nicht einfach gleichzusetzen ist.

Wallmanns erneute, intensive Darstellung der evangelischen Gemeinde in Theresienstadt hat tiefe, biographische Wurzeln. Er schreibt: „Mich bewegt Theresienstadt persönlich, weil ich als elfjähriger Junge jeden Sonntag im Gottesdienst der Bekenntnisgemeinde Berlin-Friedenau zwischen Menschen mit dem gelben Stern auf der Brust saß, die alsbald nach Theresienstadt abtransportiert wurden.“ (S. 17) Hauptquelle seiner Darstellung ist die ‚Geschichte der evangelischen Gemeinde Theresienstadt 1942–1945‘ (Tübingen 1948) von Dr. Arthur GOLDSCHMIDT, Oberlandesgerichtsrat in Hamburg. Er war Gründer und Pfarrer dieser Gemeinde, überlebte Theresienstadt und schrieb ihre Geschichte nach seiner Rückkehr nach Hamburg. Sie ist jedoch kaum bekannt geworden. Eine weitere Quelle für Wallmann stellen die Briefe von Otto Stargardt mit Helmut Gollwitzer dar. Otto Stargardt war der zweite Pfarrer der Gemeinde, und auch er überlebte Theresienstadt. Die dritte Persönlichkeit ist Georg Hamburger, der als Pfarrer der Gemeinde dienen wollte und ebenfalls mit Gollwitzer in der Gemeinde Berlin-Dahlem einen umfangreichen Briefwechsel unterhielt. Diesen, bisher unbekanntem Briefwechsel sowie die

Gestalt Georg Hamburgers stellt Wallmann in den Mittelpunkt seines Beitrags.

Über den Gottesdienst und die Predigt, die den von Hoffnungslosigkeit im Ghetto erschütterten Gemeindegliedern Mut und Zuversicht aus der christlichen Heilsgewissheit zuzusprechen versucht, über das Zusammenleben von evangelischer und katholischer Gemeinde und die Konflikte innerhalb der evangelischen Gemeinde sowie diejenigen zwischen orthodoxen und liberalen Juden, über Gemeindeveranstaltungen mit Vorträgen gebildeter Gemeindeglieder auf hohem Niveau – all dies wird in dieser Gemeindegeschichte sehr anschaulich.

Am Schluss seiner Darstellung weist Wallmann auf das von Hartmut LUDWIG herausgegebene Gedenkbuch ‚Evangelisch getauft – als „Juden“ verfolgt, Theologen jüdischer Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus‘ (Stuttgart 2014) hin, das leider ebenfalls zu wenig bekannt ist. Unter den hier porträtierten evangelischen Theologen befindet sich auch Franz Hildebrandt, der engste Studienfreund Dietrich Bonhoeffer. Als Theologe über Luther promoviert, hat Hildebrandt Bonhoeffer die Lutherzitate für seinen bekannten Aufsatz ‚Die Kirche vor der Judenfrage‘ (1933) besorgt, aber er hatte noch bei Kriegsbeginn keine Kenntnis von Luthers Schrift ‚Von den Juden und ihren Lügen‘ von 1543. Das ist keine Unbildung, sondern die Folge der bekannten Tatsache, dass Kirche und Theologie sich seit dem 17. Jahrhundert lange Zeit an Luthers Schrift von 1523 orientierten und die antijüdischen Spätschriften Luthers in Vergessenheit gerieten bzw. wie bei Spener ignoriert wurden. Mit einigen Passagen aus einem Erlebnisbericht über Theresienstadt, der 2016 in einem Privatdruck erschien, endet die Darstellung Wallmanns über die evangelische Gemeinde in Theresienstadt.

Mit dem Aufsatz ‚Die Rezeption von Luthers Judenschriften von der Reformation bis zum Ende des 19. Jahrhunderts‘ (S. 121–167) begab sich Wallmann 1983 auf ein Gebiet, für das bis dahin jegliche Forschung

gefehlt hat. Das ist heute anders geworden. Aber das Buch: ‚Martin Luthers ‚Judenschriften‘. Die Rezeption im 19. und 20. Jahrhundert‘, hg. von Harry OELKE u.a. (Göttingen 2016), hat nur die beiden letztvergangenen Jahrhunderte im Blick, während Wallmann seine Spurensuche vom 16. Jahrhundert an unternimmt. Vor allem kommt er ausführlich auf das 17. Jahrhundert zu sprechen. Die theologischen Fakultäten von Jena und Frankfurt/Oder geben dem Magistrat von Hamburg auf die Frage, ob die aus Portugal geflohenen Juden ein Aufenthaltsrecht in Hamburg gewährt werden könne, eine positive Antwort. Und die wohlwollende und freundliche Haltung von Pietismus und Aufklärung zu den Juden lässt Wallmann zu dem Ergebnis kommen: ‚Die Wirkungslosigkeit der antijüdischen Spätschriften (Luthers) bleibt eine diskussionswürdige These, bis das Gegenteil bewiesen ist. Es ist auf jeden Fall eine Ansicht, die von ernsthaften Forschern, christlichen wie jüdischen, vertreten wird.‘ (S. 127)

Das wird in dem Aufsatz ‚Der Pietismus und das Judentum‘ (S. 169–198), Wallmanns bevorzugtem Forschungsgebiet, ausführlich anhand von Spener und seinem Gutachten vom 22. September 1702 und der Gutachtertätigkeit der Hallenser Theologen zugunsten der Juden dargestellt. Nicht die Judenmission sei kennzeichnend für den Pietismus, wie Martin Schmidt meinte, sondern die Erfüllung der Verheißung von Röm 11,23f, wie es in dem ursprünglichen Text von Luthers Kirchenpostille heißt, womit sich Spener mit Luther in der Erwartung einer größeren Bekehrung der Juden mit Luther einig wusste.

Um notwendige Korrektur einer bis heute tradierten Meinung, dass der 10. Sonntag nach Trinitatis ein angeblich von Luther eingerichteter Judensonntag sei, geht es Wallmann in dem gleichnamigen Aufsatz (S. 199–210). Dieser Sonntag erinnert nach Luthers Predigt in der Kirchenpostille über Lk 19,41–48 nicht an die Zerstörung Jerusalems und antijudaistische Vorstellungen, sondern er soll als an die Christen selbst gerichteter

Bußsonntag begangen werden. Wallmann beruft sich auf die gründliche Untersuchung von Irene MILDENBERGER: *Israelsonntag – Gedenktag der Zerstörung Jerusalems* (Berlin 2004), und weist auf den Entstehungshintergrund von Luthers Predigt am Ende des Bauernkrieges hin. Dadurch wird deutlich, dass Luther in der 1525 gedruckten Predigt „Ein Sermon von der Zerstörung Jerusalems. Daß Teutschland auch also zerstöret wird, wo es die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkennt“, eine Identifikation von Juden und Deutschen vornimmt, die alles andere als Überlegenheitsgefühle der Christen über Juden zeigt.

Der umfangreiche Aufsatz über Walter Grundmanns Eisenacher sog. Entjudungsinstitut (S. 211–256) stellt einen wichtigen Beitrag im Rahmen der zahlreichen Arbeiten über dieses skandalöse Institut der Thüringer radikalen Deutschen Christen dar. Er widerlegt mit intensiver historischer und forschungsgeschichtlicher Argumentation die These von Peter von der Osten-Sacken, dass dieses Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben „ein wesentliches Vermächtnis des deutschen Reformators“ war. Das ist zwar mit Fragezeichen versehen, aber seine Darlegungen im Zusammenhang mit den anderen Aufsätzen von der Osten-Sackens über Luthers Judenschriften lassen erkennen, dass die Frage bejaht wird. Damit ist eine erhebliche Brisanz verbunden, denn die Synodalkundgebung der 12. Synode der EKD von Bremen 2015 „Martin Luther und die Juden“ ist mit Texten von der Osten-Sacken angefüllt, so dass er als ihr geistiger Vater bezeichnet werden kann.

Wallmann weist auf die Dissertation von Barbara LIEDTKE hin, die der Rezeption Houston Stewart Chamberlains in evangelischer Kirche und Theologie während der Zeit des ‚Dritten Reiches‘ nachging (*Völkisches Denken und Verkündigung des Evangeliums*, Leipzig 2012). Dass Chamberlain auf den Rassenantisemitismus der Deutschen großen Einfluss ausübte, ist lange

bekannt, aber dass er die eindrücklichste Aufnahme nach 1933 bei den Deutschen Christen erfuhr, ist eine neue Erkenntnis, so dass das Eisenacher Institut ein Vermächtnis Chamberlains genannt werden kann. Der christliche Rassenantisemitismus und völkische Christusglaube Chamberlains schien mit dem Nationalsozialismus kompatibel zu sein, so dass Kirche und Nationalsozialismus vereinbar waren, was das Grundanliegen des Eisenacher Instituts war. Chamberlain aber waren Luthers Judenschriften offensichtlich unbekannt, sie haben auch auf Grundmann keinen Einfluss gehabt.

Nach ausführlicher Schilderung der Mitarbeiter des Instituts und der Rezeption seiner literarischen Produktion in den Landeskirche fasst Wallmann sein Ergebnis zusammen: „Nicht von Luthers Judenschriften, sondern von Houston Stewart Chamberlain, der bei Abfassung seines Hauptwerkes nichts von Luthers Judenschriften wusste, ist der Antisemitismus herzuweisen, der zur Einrichtung des Eisenacher Entjudungsinstituts geführt hat.“ (S. 255) Er nennt das Institut, wenn schon von einem Vermächtnis geredet werden soll, ein „Vermächtnis Kaiser Wilhelms II.“, da dieser als ausgesprochener Antisemit nach der Lektüre von Chamberlains ‚Mensch und Gott‘ Gedanken zu Papier gebracht hat, „die sich wie eine Vorwegnahme der Sportpalastkundgebung und wie eine Vorschrift für das Eisenacher Entjudungsinstitut lesen“ (S. 255).

Der letzte Aufsatz handelt von „Luthertum und Zionismus in der Zeit der Weimarer Republik“ (S. 257–309). Wallmann schließt sich hier an den israelischen Historiker Uriel Tal (1929–1984) an, der dem Verhältnis von völkischer Bewegung und Zionismus bei lutherischen Theologen in Deutschland der 20er und frühen 30er Jahre nachgegangen ist. Zu diesen, vielfach unbekannt, aber auch bekannten Theologen, macht Wallmann nähere Angaben und stellt sie im historischen Kontext vor. In einem weiteren Schritt, als er den Untersuchungen Tals weiter nachging, machte er eine Entdeckung: Die Ver-

wandtschaft von Judentum und völkischem Nationalsozialismus war nicht nur eine Behauptung lutherischer Theologen vor 1933, sondern sie wurde 1933 auch von Vertretern des Zionismus und des Nationalsozialismus festgestellt, was „zu einer zeitweiligen Annäherung und problematischen Kooperation beider führte“ (S. 283). Über diese „unheilige Allianz“ zwischen dem zionistischen Judentum und dem Nationalsozialismus und nach der Lektüre von Saul Friedländers umfangreichem Werk ‚Das Dritte Reich und die Juden‘ und anderer verwandter Literatur musste Wallmann sein vermeintliches Wissen von Kirche und Judentum überprüfen. Sein Fazit: Die internationale Holocaustforschung des letzten Menschenalters ist viel zu wenig in der kirchengeschichtlichen Forschung zur Kenntnis genommen worden. Das Judentum des Jahres 1933 war keine historisch eindeutige Größe. Neben der überwältigenden Mehrheit des liberalen Judentums gab es eine Minderheit des zionistischen Judentums, für die das Jahr 1933 kein Unheiljahr war.

Am Schluss seines Aufsatzes diskutiert Wallmann drei Werke über Protestantismus und Judentum im Deutschen Kaiserreich, nämlich Uriel TAL: *Christian and Jews in Germany. Religion, Politics and Ideology in the Second Reich, 1870–1914* (1975), Wolfgang E. HEINRICHS: *Das Judenbild im Protestantismus des Deutschen Kaiserreichs* (2000) und Massimo Ferrari ZUMBINI: *Die Wurzeln des Bösen. Gründerjahre des Antisemitismus. Von der Bismarckzeit zu Hitler* (2004).

Das im Taschenbuchformat erschienene Buch des im Mai 2020 seinen 90. Geburtstag feiernden Johannes Wallmann mit über 300 Seiten hat es in sich. Wer es wahrnimmt – und es sollten viele Leser nicht nur in theologischen und kirchlichen Fachkreisen sein – wird über das Verhältnis von Christentum bzw. Luther und Luthertum und Judentum in der deutschen Geschichte, vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mit historischen Analysen und Argumentationen konfrontiert, die des Nachdenkens und Diskutierens wahrlich würdig sind. Sie liegen

oftmals quer zu den heute vielfach geäußerten Meinungen und Urteilen, aber sie können nicht ohne folgenreichen Erkenntnisverlust verschwiegen oder übergangen werden.

[2146]

*Wolfgang Sommer*

ARNOLD, MATHIEU: *Albert Schweitzer. Seine Jahre im Elsass (1875–1913)*. Aus dem Französischen übersetzt von Gerhard Philipp Wolf. – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2019. – 368 S., geb., Festumschlag. – ISBN 978-3-374-06103-7.

Besprechung der französischen Originalausgabe in: ZBKG 2017, S. 231–235, Nr. 2065

[2147]

HERMLE, SIEGFRIED / LEPP, CLAUDIA / OELKE, HARRY (Bearb.): *Christlicher Widerstand!? Evangelische Kirche und Nationalsozialismus*. – Leipzig: EVA, 2019 (= *Christentum und Zeitgeschichte* 4). – 280 S., kart. – ISBN 978-3-374-05933-1.

Das Buch zur Ausstellung! Die auch vom Optischen lebende, mit fabelhaften digitalen Darstellungsmöglichkeiten arbeitende Online-Ausstellung „Widerstand!? [...]“, die wohl seit 2011 im Internet läuft, erhält hier sozusagen ihre ‚Landkarte‘. Hier braucht nicht eine zeitlich begrenzte Ausstellung durch die (manchmal mehrbändige) opulente Begleitveröffentlichung am ‚Leben‘ erhalten werden und ggf. ihren ‚Glanz‘ widerspiegeln. Die im vorzustellenden Buch angezeigte Ausstellung ist dem Problem zeitlicher Begrenzung nahezu enthoben und wäre auch für Veränderungen, gleichsam im laufenden Betrieb, offen. Von diesen beiden Voraussetzungen her ist das Buch kurz zu würdigen. Es bietet Augen-Blicke auf das Thema für die in vier Abschnitte eingeteilten Jahre 1933 bis 1945 (mit Vor- und Nachgeschichte). Der „Entwicklung historischer Forschung“ will man sich nicht entziehen. Grenzüber-



schreitung ist angesagt – natürlich auch in konfessioneller Hinsicht. Kuratiert wurde das Unternehmen von Vertretern aus „Wissenschaft, Politik und Kultur“ – Kirche und Theologie sind dabei natürlich mitgemeint. Kuratoriumsmitglieder sind nicht genannt.

In den vier Epochen der genannten Jahre werden jeweils in ‚Miniaturen‘, Kurzdarstellungen Personen und ihr Beitrag zu ‚Widerstand‘ dargestellt – eigentlich fast Lexikonartikel nicht in alphabetischer, sondern historisch-sachlicher Anordnung. Das muss gelegentlich Zusammenhänge auseinanderreißen – was durch Register gemildert wird: beispielsweise wird dadurch der Leser von S. 23 bei der Information über Artikel 24 des Parteiprogramms der NSDAP auf den schärfsten, eindeutigsten und frühen Widerstand gegen diesen Artikel, Hermann Sasses unerbittliches „Nein!“ in christlich-evangelisch[-lutherisch]-kirchlicher Ausrichtung verwiesen. Nebenbei: Zu Sasse vgl. Wolfgang Sommer in: ZKG 2015, enthalten auch im Sammelband 2019 (Besprechung in ZBKG 2019, Nr. 2149). Selbstredend ist man sich des sehr weiten Spektrums eines Verständnisses von „Widerstand“ bewusst, auch der Verwobenheit sich sehr widersprechenden, gleichzeitigen wie aufeinanderfolgenden Verhaltens in weiterem Rahmen als dem von „Anpassung und Widerstand“. Die oft nur in Ansätzen überhaupt zu erhebende Motivation wie auch das nicht selten irritierende Verhältnis von ‚Gewicht‘ eines Verhaltens zu dafür erlittenen Folgen setzt einer Beurteilung, gar moralischen Wertung engste Grenzen. Dem ist m.E. Rechnung getragen. Und unter dieser Voraussetzung gehe man nicht an den 21 Seiten „Die Rezeption des christlichen Widerstandes nach 1945“ vorüber (S. 231–251), dem das Münchner ‚Straßenreinigungs‘-Bild – *Meiser | Katharina von Bora* – ‚zu Ehren‘ vorangestellt ist; Erinnerung an erinnerungskulturelle Wege und Um-, gar Irrwege ...

Es handelt sich nicht um ein Projekt für die bayerische Landeskirche. Dennoch interessiert bayerischer, nicht nur evangelischer

‚Beitrag‘. An Personen kommen zum Zuge: Karl Steinbauer, Rupert Mayer, Wilhelm von Pechmann, Karl-Heinz Becker und Max Josef Metzger – die beiden Katholiken Mayer und Metzger nicht im Buch, jedenfalls nicht im Personenregister genannt (S. 263). Weiter sind für die Buchstaben A bis Pe 18 Personen genannt (S. 267 f), die ausweislich des Registers nicht in der Print-Veröffentlichung auftauchen. Beides ist kein Versäumnis. Das Buch ist *Wegweiser*. Es kann und braucht nicht etwa den Liegeort der Quellen gerade von wenig bekannten Personen anzuführen. Z.B. Marga Meusels Denkschrift vom Mai 1935 wird nach der Literatur nachgewiesen (S. 119 ff, S. 277, Anm. 38) – verwahrt in EZA Evangelisches Zentralarchiv in Berlin, 50/110; Bl. 105, nicht „103“, im Netz. Im Literaturverzeichnis Vermisstes darf und wird man in der Ausstellung selbst erwarten. Erwarten freilich wird man auch mitunter bessere Qualität von Abbildungen (S. 70, Abb. 14). Die Anordnung der sechs Verzeichnisse und Register ist ungewohnt: Anmerkungen sollten möglichst nahe am Text, also ab S. 252, stehen (warum nicht als Fußnoten gesetzt?) und Register den Beschluss eines Buches bilden. Schön, dass sich bei der Nennung von „Christen“, „Lesern“ und anderen Personengruppen Kenntnis und Praxis einer Formulierung in generischem Sinn („nicht spezifisches, beide Geschlechter umfassendes Maskulinum“; z.B. S. 16, Z. 4) gelegentlich durchsetzt.

Diese Kurzfassung der Internet-Ausstellung kommt – wie zu hören ist – Praktikern sehr entgegen (Schule, Erwachsenenbildung etc.). Und den Dienst der Einweisung in die verschiedenen Landschaften der auch technisch gut gemachten Ausstellung tut vorliegende kleine Veröffentlichung durchaus. Man muss nach dem dringend zu empfehlenden Gang *in* die Ausstellung selbst das Urteil über diese, aber dann auch über vorliegende ‚Landkarte‘ derselben fällen. Viel im Buch zunächst Erwartetes ist dort zu finden.

[2148]

*Dietrich Blauffuß*

SOMMER, WOLFGANG: Nationalsozialismus und Luthertum. Akteure und politische Herausforderungen im Kontext der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Gesammelte Aufsätze. – Gütersloh 2019 (= Die Lutherische Kirche, Geschichte und Gestalten 30). – 358 S., kart. – ISBN 978-3-579-05797-2.

Wolfgang Sommer – er vollendet 2019 sein 80. Lebensjahr – ist es vergönnt, in seinem Ruhestand eine reiche wissenschaftliche Ernte einzubringen – und eine überraschende. Denn er hatte sich lange Zeit, zuletzt als Kirchenhistoriker an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau (1988 – 2004), als gründlicher Kenner und Erforscher des frühen Luthertums profiliert. Je mehr der gebürtige Berliner aber in seiner fränkischen Wahlheimat verwurzelte und sich in die kirchenpolitischen und wissenschaftlichen Netzwerke Bayerns integrierte, desto mehr wurde die kirchliche Zeitgeschichte der bayerischen Landeskirche sein zweites wissenschaftliches Standbein.

So legt er jetzt eine Sammlung von zehn Aufsätzen vor, die zwischen 1997 und 2018 entstanden sind. Sieben von ihnen erschienen bereits an verschiedenen, oft versteckten Stellen. Drei Aufsätze, nämlich der über Dietrich Bonhoeffer, über den Antisemitismus und über die Zeitschrift „Die Wandlung“ werden hier erstmals publiziert.

Der Titel der Aufsatzsammlung legt nahe, Beiträge zu erwarten, die sich mit der Affinität oder mit der Verstrickung des bayerischen Luthertums in den Nationalsozialismus befassen, die nach Berndt Hamm „landeskirchliche Normalität“ war. Das ist jedoch nur bei zwei Beiträgen der Fall, nämlich in dem Aufsatz über die Wochenzeitung „Freimund“, die von 1855 bis 1941 zuerst von Wilhelm Löhe, dann von der Missionsanstalt Neuendettelsau herausgegeben wurde. Die Beschreibung ihrer politischen Beiträge im Zeitraum 1917 bis 1941 stellt das Blatt als stramm antirepublikanisch, antisemitisch und antiliberal dar und zeigt, wie es

schon früh Sympathien für die Hitler-Partei entwickelt hat. In dem anderen Beitrag über den deutschen und fränkischen Antisemitismus (ursprünglich einem öffentlicher Vortrag in Neuendettelsau) gibt Sommer einen Überblick über seine Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, besonders im evangelischen Raum. Dem Anlass entsprechend, skizziert er seinen Gegenstand in kräftig-holzschnittartigen Linien, unter Verzicht auf fein zisierte Formulierungen, die jede Äußerung unangreifbar machen.

Vier Beiträge zum Titelthema sind dagegen Persönlichkeiten gewidmet, die schon früh eine kritische Position zum Nationalsozialismus gefunden haben. Das ist zum Einen der Münchner Bankdirektor Wilhelm von Pechmann, der ebenso intensiv wie verblich den bayerischen Landesbischof Meiser zu einer Äußerung gegen die Verfolgung der jüdischen Mitbürger zu veranlassen versuchte. Das ist der bayerische Kirchenpräsident Friedrich Veit, der sich schon früh auf den Boden des Weimarer Staates gestellt hat und klarsichtig vor den Gefahren des Nationalsozialismus gewarnt hat. Das ist der fränkische Pfarrer Karl Steinbauer, der durch seine konsequent biblizistische Einstellung wiederholt in schwere Konflikte mit dem NS-Staat geriet. Und das ist schließlich der Erlanger Kirchenhistoriker Professor Hermann Sasse, der schon Anfang der 1930er Jahre das wahre Wesen des Nationalsozialismus ungewöhnlich deutlich erkannte und analysierte.

Was hat die vier Persönlichkeiten, die alle aus dem deutsch-national geprägten und für den NS so anfälligen Bürgertum stammten, gegen die Verlockungen des Nationalsozialismus gefeit gemacht? Sommer nennt „bei aller Vorläufigkeit“ vier Gründe (S. 15): die tief gegründete Überzeugung von der Würde des Rechts, das Festhalten an den „ethisch-humanistischen, rechtsstaatlichen und christlichen Normen des national-konservativen deutschen Luthertums vor dem Ersten Weltkrieg“, „die Wahrnehmung einer barbarischen, unmenschlichen Polizeiz-

justiz im Auftrag Hitlers“ und die Mitwirkung in der internationalen ökumenischen Bewegung. Wenn Sommer in diesem Zusammenhang feststellt, dass diese Grundmotive einer Resistenz gegen den Nationalsozialismus dringend einer intensiveren historischen Erforschung bedürften, ist ihm nur zuzustimmen.

Die vier restlichen Aufsätze greifen über den Raum der bayerischen Landeskirche hinaus, wenngleich immer wieder der Bogen nach Bayern geschlagen wird: Hier ist der Neuendettelsauer Hochschulvortrag aus dem Jahr 2004, der sich mit Dietrich Bonhoeffers „Widerstand aus christlichem Glauben“ befasst, zu nennen. Die Barmer Bekenntnissynode von 1934, die vom Nürnberger Ausschuss der Bekenntnisgemeinschaft initiiert und von der bayerischen Landeskirche hochkarätig beschickt wurde, und ihr Ergebnis, die Barmer Theologische Erklärung, sind Gegenstand eines weiteren Aufsatzes, der diese in den Zusammenhang mit der „lutherischen Tradition der Zweireiche- bzw. Zwei-Regimente-Unterscheidung“ stellt. Um „die Zeit des NS im Blick der frühen Nachkriegsjahre“ geht es in dem Aufsatz über „Die Gegenwart des Vergangenen“. Ähnlich wie die Wochenzeitung „Freimund“ untersucht Sommer hier die liberale Monatszeitschrift „Die Wandlung“, die in den Jahren 1945 bis 1949 ein heute vergessenes, aber wichtiges liberales Diskussionsforum der zentralen Themen der Nachkriegszeit gewesen ist.

An der Spitze der Aufsatzsammlung steht nicht ohne Grund der perspektivenreiche Beitrag über „Kontinuität und Diskontinuität im Verhältnis des deutschen Protestantismus zur säkularen Kultur seit Schleiermacher“, der die „Zeit des NS“ in einen Überblick von der Spätaufklärung bis in den Nachkriegsprotestantismus einordnet. Hier stellt Sommer, der sonst die leiseren Töne bevorzugt, die bemerkenswerte These auf: „Die Ereignisse vom Februar bis April 1933 schlugen allem, was dieser kulturprotestantischen Welt heilig war, so massiv ins Gesicht, dass das

Ausbleiben eines aus dieser Gesinnung heraus erfolgenden Protestes als das Hauptproblem des 20. Jahrhunderts in der Geschichte des Christentums und wohl auch noch weit darüber hinaus erscheinen muss.“ (S. 43)

Der Leser der Aufsatzsammlung legt das Buch mit der Erkenntnis aus der Hand, dass es im 19. und 20. Jahrhundert „das Luthertum“ nicht gegeben hat, sondern eine große Zahl von „Luthertümern“, die sich nebeneinander her entfalteten, miteinander konkurrierten, sich befruchteten und befehdeten, um das reformatorische Kernanliegen zum Ausdruck zu bringen. Im historischen Rückblick können wir heute erkennen, wo sie den Herausforderungen der Zeit standhalten konnten oder an ihnen gescheitert sind.

Ein Personen- und ein Ortsregister helfen dem Leser beim Einstieg in die Gedankenwelt des Werkes. Der Wegfall eines Verlagslektorates im IT-Zeitalter macht sich an einigen wenigen Stellen bemerkbar. [2149]

*Hans Rößler*

**BARTH, KARL:** Vorträge und kleinere Arbeiten 1934–1935, hg. von Michael Beintker, Peter Zocher und Michael Hüttenhoff (= Karl Barth-Gesamtausgabe 52). – Zürich: TVZ, 2017. – 891 S., geb., Leinen. – ISBN 978-3-290-17876-5.

Dieser Band der Karl-Barth-Gesamtausgabe schließt, von denselben Bearbeitern vorgelegt, unmittelbar an seinen mustergültigen Vorgänger für die Jahre 1930 bis 1933 (Besprechung: ZBKG 2014, Nr. 1923).

Die dramatischen kirchenpolitischen Ereignisse des Jahres 1933 bilden die Vorgeschichte (Bildung der „Reichskirche“, Kirchenwahlen und Machtübernahme der ‚Deutschen Christen‘ in den meisten Landeskirchen, Wirren um das Reichsbischofsamt mit der Verdrängung des zunächst berufenen Bodelschwingh durch Ludwig Müller, Auseinandersetzung um den sog. Arierparagraphen, Protestbewegung des Pfarrernotbundes, sog. Sportpalastskandal). In Barths

Vortrag ‚Der Weg der Bekenntniskirche‘ (S. 682–696) wird das präsent. Der neue Editionsband führt also noch weiter hinein in die theologischen und kirchenpolitischen Auseinandersetzungen der frühen Jahre des sog. Dritten Reiches.

In chronologischer Anordnung der Stücke dokumentiert er zunächst minutiös Barths substantiellen, ja entscheidenden Beitrag zur ‚Barmer Theologischen Erklärung‘ (Edition S. 264–301), mit der sich die ‚Bekennende Kirche‘ im Mai 1934 konstituierte. In den Zeitraum der Vorbereitung der Barmer Bekenntnissynode fällt auch noch die Reihe dreier grundsätzlicher Vorträge ‚Offenbarung, Kirche, Theologie‘ (S. 169–239), die Barth Mitte April 1934 in Paris gehalten hat. Sachlich dazu gehören die Vorträge ‚Der Christ als Zeuge‘ (S. 367–400), ‚Der Dienst am Wort Gottes‘ (S. 401–424) und Barths ‚zornige‘ (und ausführliche!) Antwort ‚Nein!‘ (S. 429–527) gegenüber dem früheren Weggenossen Emil Brunner (1889–1966) mit seinem Konzept ‚natürlicher Theologie‘. Diese Barth-Texte entstanden in den Sommermonaten 1934. Später kamen noch die thematisch verwandten Vorträge ‚Die Gemeindemäßigkeit der Predigt‘ (S. 654–671) sowie ‚Das Evangelium in der Gegenwart‘ (S. 809–838) hinzu. Letzteren hat Barth kurz vor seiner Entlassung aus dem Lehramt in Bonn und seiner umgehenden Berufung an die Universität Basel im Juni 1935 (in Bern) gehalten. Barths Weggang aus Deutschland bildet nicht nur eine lebensgeschichtliche, sondern vor allem auch Blick auf sein Engagement in der Bekennenden Kirche eine historische Zäsur. Dieser Band von Barth-Texten markiert dies.

Im Herbst 1934 hatten neue Ereignisse Barth zu Stellungnahmen gezwungen: zum einen die angelaufenen Gewaltmaßnahmen unter ‚Rechtswalter‘ Jäger gegenüber den noch nicht eingegliederten Landeskirchenleitungen (‚Botschaft der Bekenntnissynode der DEK in Berlin-Dahlem‘, S. 537–547), Barths Niederlegung seiner kurzen Mitgliedschaft im Reichsbruderrat aus Protest

gegen die neuerliche Absicht zur Mitarbeit in einer Reichskirchenregierung (Gedanken über die Lage, S. 589–609). Im November zog dann Barths Verweigerung des Treueids gegenüber Hitler seine Suspendierung vom Lehramt nach sich (S. 556–559), woraus sich dann der ‚Fall Barth‘ (S. 677–679) entwickelte, der eben zu seiner Entlassung führte.

Zu Jahresbeginn 1935 beschäftigte sich Barth intensiv mit der Frage der Möglichkeit einer lutherisch-reformierten Bekenntnisunion (S. 704–753). Und Anfang Mai verfasste er für eine Schweizer Zeitung den Artikel ‚Bekennende Kirche im nationalsozialistischen Deutschland‘ (S. 793–804). Ganz offen berichtet er vom bis dato unerhörten Anspruch des totalitären Staates, von beschämender Anpassung und vom Widerstand von Pfarrern, Gemeinden und Synoden. Letzterer ergibt ‚keine Ruhmesgeschichte‘, was eben ‚sichtbar‘ wurde, ist eben ‚ein dünner roter Faden von evangelischer Klarheit, Treue und Tapferkeit‘ (S. 802). Abschließend fragt Barth: ‚Und lebte die Kirche nicht zu allen Zeiten, lebt sie nicht allerorten von der Hoffnung, die sie, verzweifeln an sich selbst, allein auf den Herrn setzt?‘ (S. 804)

Bei allem schwierigen und unerfreulichen Hintergrund sind die Texte immer interessant, ja spannend zu lesen. Aus der Perspektive von heute kann man nur staunen über Barths theologische Urteilssicherheit, Sprachmacht und Souveränität, mit der er energisch agierte und Orientierung gab. Alle Stücke sind jeweils mit einer eigenen instruktiven Einleitung versehen und ausführlich kommentiert, so dass die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge immer präsent sind. Wo nötig werden Entwürfe und Weiterbearbeitungen oder Nachschriften synoptisch präsentiert. Selbstverständlich ist der Band durch Register erschlossen. Die Karl-Barth-Gesamtausgabe schreitet in mustergültiger Qualität fort. Man freut sich bereits auf den bereits angekündigten Folgeband 1935–1937.

[2150]

Wolfgang Huber

**NIEMÖLLER, MARTIN:** Gedanken über den Weg der christlichen Kirche hg. von Alf Christophersen und Benjamin Ziemann. – Gütersloher Verlagshaus, 2019. – 272 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-579-08544-9.

Einen den meisten gewiss unbekanntem und auch irritierenden Niemöller führt diese Edition eines Textes aus der zweiten Jahreshälfte 1939 vor Augen. Im KZ Sachsenhausen noch verhältnismäßig gut behandelt, ringt der „persönliche Gefangene des Führers“ mit seiner (protestantischen) Kirche, dem gegenwärtigen Zustand ihrer Landeskirchen – in der Zeit des Nationalsozialismus – und ihren sie prägenden „Traditionen“. So kritisch hält Niemöller Gericht, dass er nahe davor steht, in die römisch-katholische Kirche überzutreten. Die Lektüre des englischen Bischofs und Kardinals Henry Newman (1801–1890), der ursprünglich Anglikaner gewesen war, hatte Niemöller auf solche Konversionsgedanken gebracht.

Der eigentlichen Edition des historischen und theologisch weit ausholenden Niemöller-Textes steht eine ausführliche Einleitung der Herausgeber (S. 7–60) zur Entstehung, zu den historisch-theologischen Kontexten und zur Textgestalt voran. Erschlossen wird die Niemöller-Schrift, wie es sich gehört, durch eine kundige ausführliche Sachkommentierung, ein Personenregister und ein Bibelstellenverzeichnis. [2151]

*Wolfgang Huber*

**ZIEMANN, BENJAMIN:** Martin Niemöller. Ein Leben in Opposition. – München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2019. – 637 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-421-04712-0.

Der an der Universität Sheffield lehrende Professor für Neuere deutsche Geschichte Benjamin Ziemann hat eine umfassende, sorgfältig aus den Quellen gearbeitete wissenschaftliche Biographie zu

Martin Niemöller, einer der auch international bekanntesten und zugleich schillerndsten Persönlichkeiten des deutschen Protestantismus im 20. Jahrhundert, vorgelegt. Zu Recht verweist Ziemann darauf, dass die bisherigen Arbeiten zu Niemöller sich entweder nur auf bestimmte Teile seiner Biographie beziehen (so etwa die Studie von Jürgen Schmidt, Martin Niemöller im Kirchenkampf, 1971) oder fehlerhaft sind und verklärende bzw. hagiographische Züge haben. Letzteres gelte, so Ziemann, neben den Arbeiten von Dietmar Schmidt (1983) und James Bentley (1985) insbesondere auch für die neue, anlässlich des 125. Geburtstages Niemöllers von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau vorgestellte Biographie von Michael Heymel (Martin Niemöller: Vom Marineoffizier zum Friedenskämpfer, 2017; vgl. hierzu schon die kritische Besprechung Ziemanns in: ZKG 128/2017, S. 276f).

Ziemanns Niemöller-Biographie stellt dementsprechend in weiten Teilen auch eine – notwendige, begrüßenswerte – Entmythologisierung dar, die darüber hinaus allgemeine Entwicklungen in der evangelischen Kirche verständlich macht. Zugleich zeichnet sich das Buch durchaus durch Fairness aus. Ziemann erliegt nicht dem Fehler, den bisherigen hagiographischen Darstellungen einfach bloß eine Abrechnung diametral entgegenzustellen. Sein Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand ist vielmehr ambivalent. Das zeigt sich u.a. an den nicht seltenen Stellen, an denen der Autor seinen Protagonisten wie auch dessen Ehefrau Else, geborene Bremer – vielleicht etwas zu distanzlos – lediglich beim Vornamen nennt. Um es gleich vorweg zu sagen: An dieser gründlichen, spannend zu lesenden Studie wird niemand mehr vorbeikönnen, der sich mit kirchlicher Zeitgeschichte und insbesondere mit Martin Niemöller beschäftigt, dessen Wirken sich vom deutschen Kaiserreich über die Weimarer Republik und das ‚Dritte Reich‘ bis in die späte Bonner Bundesrepublik, aber auch in den sogenannten Ostblock und die sog. Dritte Welt hinein erstreckte.

Ziemann dekonstruiert plausibel das verbreitete Narrativ, Niemöller habe sich unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft vom kaisertreuen U-Boot-Kommandanten zum antifaschistischen – und nach 1945 auch pazifistischen – Widerstandskämpfer gewandelt. Demgegenüber kann Ziemann nachweisen, dass es mancherlei Wendungen im Denken und Handeln Niemöllers gab und zudem durchaus bedeutsame Kontinuitätslinien. Auch bisher kaum oder noch gar nicht wahrgenommene Aspekte, die häufig einer unkritischen Heroisierung Niemöllers im Wege stehen, fördert Ziemanns intensives Quellenstudium zutage.

Die Kontinuitätslinien beziehen sich vor allem auf Niemöllers nationalprotestantische Überzeugung, die, wie Ziemann zeigen kann, auch noch hinter seinem Kampf gegen die Westbindung und die Wiederbewaffnung in der Adenauer-Ära steckte, sowie – damit zusammenhängend – auf seinen Anti-Angloamerikanismus, seine Ablehnung der repräsentativen parlamentarischen Demokratie – die Bundesrepublik habe er „als eine verkappte Diktatur“ angesehen (S. 445) – und seine antijüdischen Ressentiments, wobei Ziemann allerdings einen Wandel von einem biologistischen Rassenantisemitismus über eine sozio-kulturell motivierte Judenfeindschaft bis hin zu einem linken israelbezogenen Antizionismus konstatiert; seine Solidarität habe im Wesentlichen nur getauften Juden – also Christen – gegolten, zu gelebtem jüdischen Glauben habe er nie einen Zugang gefunden.

Bislang wenig bekannte oder neue Aspekte sind u.a. der große Anteil von Niemöllers erster Ehefrau an der Abfassung seiner frühen Predigten, die – entgegen Niemöllers eigener Schutzbehauptung in seinem Strafprozess 1938 – erst relativ späte, dann aber umso leidenschaftlichere Hinwendung zum Nationalsozialismus im Jahre 1933 – Niemöller habe keineswegs nur geschwiegen, sondern sich aktiv für den Nationalsozialismus eingesetzt und im Rufe eines

nationalsozialistischen Pfarrers (vgl. etwa S. 215) gestanden –, die Instrumentalisierung der Schuldthematik nach 1945 im Interesse einer Viktimisierung des deutschen Volkes, dessen Leiden in der Besatzungszeit nach 1945 er maßlos übertrieben habe, die rigorose Ablehnung der Entnazifizierungsmaßnahmen der Alliierten, die politische Naivität bei seinen Reisen nach Moskau und Hanoi, bei denen er sich unfreiwillig für die kommunistische Propaganda habe einspannen lassen und zugunsten des kommunistischen Nord-Vietnam an der Lehre vom gerechten Krieg festgehalten habe (vgl. S. 471), seine Affinität zu evangelikalischen Gruppierungen auf seinen Auslandsreisen ab den 1960er Jahren, die zunehmende Entfremdung von seiner Kirche als Institution, obwohl er selbst jahrelang in führender Position in ihr aktiv war, sowie die – ungeachtet seines Pazifismus – bleibende Verbundenheit bis ins hohe Alter mit seiner „Marinecrew“ des Jahrgangs 1910, zu der u.a. auch der letzte Reichspräsident und Wehrmachtsoberbefehlshaber des „Dritten Reiches“, Großadmiral Karl Dönitz, gehörte.

Auch einzelne Ereignisse und sonstige Details erscheinen in Ziemanns großer Biographie in einem ungewohnten, wenn nicht gar neuen Licht: Niemöller hatte offensichtlich Probleme mit der insbesondere während seiner Haft neu gewonnenen Autonomie seiner gebildeten und selbstbewussten ersten Frau, die ihn verschiedentlich schlicht „der Patriarch“ (S. 163 u.ö.) nannte und schließlich seinen im Konzentrationslager Sachsenhausen über mehr als zwei Jahre intensiv gehegten Wunsch nach einer Konversion zum Katholizismus verhinderte. Seine älteste Tochter verstieß der zu choleralen Ausbrüchen neigende, sittenstrenge Niemöller zeitweilig wegen einer gescheiterten Eheanbahnung. Niemöllers Anteil an der mutigen Denkschrift der zweiten Vorläufigen Kirchenleitung (VKL II) an Hitler aus dem Jahre 1936 war wohl geringer als oft angenommen; Niemöller war, so Ziemann, vielmehr eher „daran beteiligt, den kritischen

Kern der Botschaft zu entschärfen“ (S. 282). Den als „Nicht-Arier“ geltenden Justiziar der VKL II, Friedrich Weißler, der für die Veröffentlichung der Denkschrift im Ausland verantwortlich gemacht und deswegen schließlich von den Nationalsozialisten ermordet wurde, habe Niemöller fallen gelassen „wie eine heiße Kartoffel“ (S. 283). Die Initiative zur Verhaftung Niemöllers ging offenbar nicht von Hitler, sondern von dessen Reichskirchenminister Hanns Kerrl aus (vgl. S. 293). Im Konzentrationslager Dachau wurde Niemöllers Haft zuletzt durch verschiedene Privilegien erleichtert (vgl. S. 347f). Den erfolglosen Hitler-Attentäter Georg Elser, der wie Niemöller den zweifelhaften Status eines „persönlichen Gefangenen des Führers“ hatte, verunglimpfte Niemöller 1946 öffentlich als von Hitler selbst gedungenen „SS-Unterscharführer“ (S. 412). Anders als von Niemöller selbst dargestellt, habe man ihn nach der Befreiung aus der Haft keineswegs in Berlin „abblitzen“ lassen, er habe sich vielmehr mit seinem ehrgeizigen Führungsanspruch bei der Neuordnung der Kirche längere Zeit nicht entscheiden können, an welcher Stelle er sich am besten würde einbringen können. Wegen seiner vielfältigen sonstigen Aktivitäten habe er seine Pflichten als hessen-nassauischer Kirchenpräsident, von ihm selbst als „Zeitverschwendung“ bezeichnet, häufig vernachlässigt (vgl. S. 415). Im Alter habe sich Niemöllers Engagement „vollständig in weltliche Gruppierungen und Bewegungen verlagert“ (S. 503).

Mit seiner These, Niemöller sei vor Beginn seines Theologiestudiums nicht besonders fromm oder kirchlich engagiert gewesen und der Entschluss zum Theologiestudium sei eher ökonomisch und politisch motiviert gewesen (vgl. S. 101–108), schießt Ziemann womöglich doch ein wenig über das Ziel hinaus. Glauben ist bekanntlich nicht messbar, und dass ein hart in der Landwirtschaft arbeitender Protestant nicht jeden Sonntag den Gottesdienst besuchte, besagt zunächst nicht viel.

Ziemann würdigte insbesondere, dass Niemöller durch „Verweigerung“ und „Loyalitätsentzug“ den nationalsozialistischen Totalitätsanspruch „effektiv“ eingeschränkt habe (S. 309), dass er sich ab Ende 1953 von nationalprotestantischen Rechristianisierungsvorstellungen verabschiedet habe (vgl. S. 443), dass er mitgeholfen habe, den Eurozentrismus der Friedensbewegung zu überwinden (vgl. S. 469f), und dass er schließlich maßgeblich zu einer Entwestlichung und Globalisierung der ökumenischen Arbeit beigetragen habe (vgl. S. 496).

Kritisch fragen könnte man, ob Ziemanns Begriff des Widerstands – den er im Blick auf Niemöller für unangemessen hält – nicht doch zu eng gefasst ist. Die Grenzen zwischen aktivem politischem Widerstand im Sinne einer Überwindung des NS-Regimes und eines Einsatzes für Fremde einerseits und eher passiver Resistenz und Verweigerung andererseits sind, zumal vor dem Hintergrund der historischen Bedingungen, mitunter doch recht fließend. Bedauerlich sind einzelne abwertende bzw. polemische Bemerkungen Ziemanns über die Kirchen- und Theologiegeschichte, die ihn – da „blutleer [...] und abstrakt [...]“ (S. 16) bzw. „ohnehin langweilig“ (S. 302) – eigentlich kaum zu interessieren scheint, anders als „der Mensch Martin Niemöller“ (S. 16) bzw. der homo politicus. So sehr die Einwände von allgemeinhistorischer Seite gegen Einseitigkeiten und Verklärungen von kirchen- und theologiegeschichtlicher Seite auch berechtigt sind (auch Allgemeinhistoriker neigen im Übrigen mitunter zu solchen Einseitigkeiten und Verklärungen), so sehr ist es doch auf der anderen Seite eine Verkürzung, wenn man die Biographie eines Theologen und Kirchenmannes ohne die Berücksichtigung von kirchen- und theologiegeschichtlichen Aspekten und Reflexionen nachzeichnet. Auch Ziemann selbst tut das keineswegs, vielmehr kommt er immer wieder auch auf solche Aspekte zu sprechen, und er tut dies durchaus sachkundig. Allerdings bleibt manches doch eher an der

Oberfläche. So fragt man sich etwa, wenn Niemöller wiederholt als Lutheraner bezeichnet wird, worin denn eigentlich genau sein Luthertum bestanden hat – hier finden sich häufig nur mehr oder weniger pauschale Schlagwörter wie die angeblich besonders intensive Obrigkeitshörigkeit der Lutheraner oder deren angeblich so verhängnisvolle „Zweireichelehre“ – oder warum er, wenn er doch selbst Lutheraner war, immer wieder in heftige Konflikte mit dem lutherischen Teil der Bekennenden Kirche bzw. lutherischen Kirchenvertretern geriet. Im Blick auf die lutherische Bekennende Kirche folgt Ziemann doch recht unkritisch der einseitigen, oft ungenauen und polemischen Sicht Niemöllers (so etwa S. 285); neuere Forschungen hierzu hat er leider nicht rezipiert. Zu Recht problematisiert Ziemann, dass Niemöller die genuin reformierte bzw. barthianische Lehre vom „prophetischen Wächteramt“ immer wieder für sich beansprucht habe und deswegen keinen Zugang zur pluralen Demokratie gefunden habe (vgl. S. 427 und S. 440). Hier könnte man fragen, ob nicht eine recht verstandene lutherische Lehre von den zwei

Regimenten im Sinne einer Trennung von Kirche und Staat und im Sinne der Gewaltenteilung deutlich demokratieaffiner wäre. Ähnliches wie für das Luthertum bzw. die lutherische Theologie gilt für Ziemanns – durchweg positive – Beurteilung der liberalen Theologie, die aber durchaus auch viele radikale „Deutsche Christen“ Thüringer Provenienz stark beeinflusste.

Um es abschließend noch einmal zu betonen: Das sehr lesenswerte Buch ist uneingeschränkt zu empfehlen! Wünschenswert wäre es allerdings, wenn aus der auch sonst immer mal wieder begegnenden Konfrontation von Allgemeinhistorikern und Kirchen- und Theologiehistorikern in Zukunft eine Kooperation würde, wie sie mancherorts schon selbstverständlich ist.

Corrigenda: Der preußische Staatskirchenvertrag wurde bereits im Mai 1931 abgeschlossen und nicht, wie es zumindest der Kontext nahelegt, erst 1933 (vgl. S. 183). S. 417 und S. 628 muss es richtig Volkmar Hertrich heißen (nicht Volker). [2152]

*Thomas Martin Schneider*

## 2. Außerbayerische Territorialkirchengeschichte (Nr. 2153–2158)

Nelson Burnett / Campi (Hg.): Die schweizerische Reformation (Huber) (Nr. 2153) – Stegmann: Die Reformation in der Mark Brandenburg (Huber) (Nr. 2154) – Ehmann: Geschichte der Ev. Kirche in Baden, Bd.1: Reformatorische Bewegungen (Huber) (Nr. 2155) – Schneider u.a. (Hg.): Zwischen Bekenntnis ... 100 Lebensbilder [Rheinland] (Zeiß-Horbach) (Nr. 2156) – Kaiser (Hg.): Hans von Soden. Leben und Werk (Huber) (Nr. 2157) – Rupp: Peter Paul Cadonau (1891–1972) [Graubünden] (Simon) (Nr. 2158)

NELSON BURNETT, AMY / CAMPI, EMIDIO (Hg.): Die schweizerische Reformation. Ein Handbuch. – Zürich: TVZ, 2017. – 740 S., geb., zahlr. Abb. – ISBN 978-3-290-17887-1.

Das Geleitwort von Gottfried Wilhelm Locher, des aktuellen Reformierten Kirchenpräsidenten, lässt bei diesem Buch so-

gleich an das noch immer so hilfreiche große Überblickswerk des gleichnamigen Berner Kirchenhistorikers (1911–1996) denken, das im Vorfeld des letzten großen Luther-Jubiläums erschienen ist: Die Zwinglische Reformation im Rahmen der europäischen Kirchengeschichte (1981). Im Vorwort von Martin Ernst Hirzel und Frank Mathwig, die in kirchlichem Auftrag die deutsche



Ausgabe dieses 2016 zuerst auf Englisch vorgelegten „Handbuchs“ besorgt haben, wird auch der Bezug zu Lochers Standardwerk hergestellt. Hirzel und Mathwig verweisen auf die Fülle der inzwischen erschienenen Untersuchungen, die in eine neue „Gesamt-schau“ einzuarbeiten waren.

Das Handbuch, verfasst von einer internationalen Schar ausgewiesener Autoren aus den Bereichen der Profan- und der Kirchengeschichte, beschränkt sich nun in seinem Blick auf die Schweiz. Es weist drei Hauptteile auf. Zuerst bietet das herausgebende Duo unter der Überschrift „Hintergründe“ eine knappe forschungsgeschichtliche Orientierung (S. 17–26). Dann skizziert Regula Schmid die besonderen geographischen, politischen und sozialen Verhältnisse der Eidgenossenschaft vor der Reformation (S. 27–68), zu der die Freie Stadt Genf übrigens erst im Jahr 1814 als Kanton offiziell hinzukam, hier also noch nicht Berücksichtigung findet.

Der eigentliche Hauptteil des Bandes besteht aus zehn Einzelbeiträgen, von denen die ersten fünf jeweils die Reformation in den Hauptorten Zürich (Autor: Emidio Campi, S. 71–133), Bern (Martin Sallmann, S. 135–177), Basel (Amy Nelson Burnett, S. 179–224), Schaffhausen (Erich Bryner, S. 225–244), St. Gallen und Appenzell (Erich Bryner, S. 245–269) – so die getroffene Auswahl – auf neuestem Forschungsstand beschreiben. Dem eigentümlich heterogenen und staatsrechtlich noch nicht verfestigten Gebilde der Schweiz trägt dann das summarische Kapitel „Gescheiterte Reformationen“ Rechnung (Sundar Henny, S. 271–299). In diesem kommen der Gang der Ereignisse in Luzern, Zug, Solothurn, in der Fürstbistum St. Gallen, im Appenzeller Land und in Glarus sowie in den „Gemeinen Herrschaften“, im Landeron, im Wallis und in Graubünden zur Sprache. Die Entwicklung von „Reformation und Konfessionalisierung in den Drei Bünden (Graubünden)“ und die in den französischsprachigen Gebieten (mit Lausanne und Genf) wird dann eigens von

Jan-Andrea Bernhard (S. 301–365) bzw. Michael W. Bruening (S. 367–394) beschrieben. Den Schluss dieses Teils bildet das Kapitel über „Das Schweizer Täufer-tum“ aus der Feder von Andrea Strübind (S. 395–446). Sie hebt die genuin religiös-theologischen Motive der frühen Täufer hervor und schätzt die Bedeutung der aufständischen Bauernbewegung für sie als nur gering ein.

Der dritte Hauptteil „Wirkungen“ umfasst sechs Kapitel. Zunächst arbeitet Emidio Campi (S. 449–493) systematisch von den geteilten Grundüberzeugungen im Schriftverständnis, in der „Heilslehre“ (von der Rechtfertigung), im Kirchenverständnis, ebenfalls unter Heranziehung auch neuester Untersuchungen das „theologische Profil“ der schweizerischen Reformation heraus. Ihre „Merkmale“ wurden eben nicht nur von Calvin und Zwingli geprägt, sondern auch von Oekolampad, Bullinger, Vermigli oder Musculus. Bruce Gordon umreißt sodann deren Wirkungen auf „Gemeinwesen und Gottesdienst“ (S. 495–526). Karin Maag beschreibt das „Schul- und Bildungswesen zwischen 1500 und 1600“ (S. 527–548) und Kaspar von Greyerz thematisiert die Auswirkungen auf die Geschlechterrollen und die Situation der Armen in der Schweizer Gesellschaft (S. 549–572). Unter dem etwas merkwürdigen Titel „Reformationskultur“ betrachtet dann Irena Backus, ohne Gelehrten- und Laienkultur trennen zu wollen, die Elemente Bibelauslegung, religiös-prophe-tische Lebensdeutung und Bildung (S. 573–594). Den Abschluss macht Thomas Maisen, indem er unter dem Titel „Religiöses Patt und konfessionelle Allianzen“ die Entwicklung der politischen Situation in der Eidgenossenschaft von 1531 bis 1618 nachzeichnet (S. 595–623). Die gemeinsamen Interessen erwiesen sich langfristig als wichtiger als die religiösen Differenzen.

Bemerkenswert ist, dass der Fokus im Unterschied zur früheren Historiographie nicht mehr ausschließlich auf den Zentren Zürich und (seit 1531/1536) Genf (mit Farel und vor allem Calvin) liegt. Auch die an-

deren schweizerischen Orte und Regionen kommen mit ihren eigenen „Reformationen“ gebührend zur Geltung, beispielsweise Basel mit seinem wichtigsten reformatorischen Theologen Johannes Oekolampad.

Das Werk trägt zu Recht im Untertitel die Bezeichnung „Handbuch“. Es ist so „übersichtlich“ und strukturiert aufgebaut, dass man es auch zum Nachschlagen verwenden kann und dann auch die Zusammenhänge geboten bekommt. Der Anhang enthält Verzeichnisse der Abbildungen (Nachweise), der Primär- und der Sekundärliteratur. Selbstverständlich gibt es auch Register der Orte, Personen und sogar der „Sachen“. So erschließt sich dieses neue Referenzwerk zur schweizerischen Reformation auf muster-gültige Weise. Hilfreich – aber das ist nur eine Idee – wäre vielleicht noch eine Chronologie der schweizerischen Reformation gewesen, die einen leichten Überblick über den Gang der Ereignisse verschafft. Nicht nur die schöne Auswahl der Abbildungen, das ganze Werk gereicht der Leserschaft tatsächlich zu „Freude und Nutzen“ (S. 13)

[2153]

*Wolfgang Huber*

STEGMANN, ANDREAS: Die Reformation in der Mark Brandenburg. – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2017. – 279 S., geb., ISBN 978-3-474-05195-3.

Erfreulich, dass auch die landeskirchliche Historiographie vom großen Reformationsjubiläum Impulse erhalten hat! Für viele Landeskirchen bräuchte es tatsächliche neue Gesamtdarstellungen ihrer „Reformationsgeschichte“ – auf aktueller Forschungsgrundlage. Hier liegt nun eine neue vor, nicht irgendeines Landes, sondern die so eigen-tümliche und folgenreiche des Kurfürstentums der Mark Brandenburg. Die letzte große Darstellung der „Reformation in der Mark Brandenburg“ erschien im Jahr 1889, verfasst von Julius Heidemann. Daran erinnert in seinem Geleitwort der Vorsitzende des Ver-

eins für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte, auf dessen Bitte der Autor diese neue Gesamtdarstellung verfasst hat.

In der Einleitung (S. 9–15) thematisiert Andreas Stegmann prägnant den Begriff „Reformation“ und welchen Zeitraum dieser bezeichnet, außerdem die territoriale Entwicklung und kirchliche Zugehörigkeit der Mark. Die eigentliche Darstellung erstreckt sich dann über acht Kapitel und reicht bis zum Übertritt des seit 1608 regierenden Kurfürsten Johann Sigismund (1572–1619) zum Calvinismus im Jahr 1613. Das neunte Schlusskapitel (S. 235–250) geht dann epilogisch auf „Reformationsgedenken und Reformationsforschung im 19. und 20. Jahrhundert“ ein.

Der Einsatz erfolgt, wiederum erfreulich, mit der Darstellung „Die märkische Kirche im Mittelalter“ (S. 17–64) seit dem 9. Jahrhundert. Mit der Altmark begann die Christianisierung und Kolonisierung der Mark. Die Bistümer Brandenburg und Havelberg waren Magdeburg, Lebus dem Erzbistum Lebus zugeordnet (S. 22). Die dem Aussterben der Askanier im Jahr 1319 folgenden unruhigen Jahrzehnte endeten 1373, als Kaiser Sigismund, ein Luxemburger, selber die Mark als Lehen an sich zog (S. 32). 1417 wurden die fränkischen Hohenzollern feierlich mit der Mark belehnt und mit der Kurwürde ausgezeichnet. 1506 wurde in Frankfurt an der Oder die Landesuniversität eröffnet. Stegmann skizziert auch kurz die Frömmigkeit und das Klosterwesen und geht in Kapitel 2 auch auf den Ablasshandel als Auslöser für Luthers Auftreten ein. Von diesem profitierte nicht nur Albrecht von Brandenburg, der Magdeburger Erzbischof, sondern auch der märkische Kurfürst Joachim I. selber, der sich noch lange romtreu verhielt, als die meisten weltlichen Nachbarfürsten schon der Reformation zugefallen waren. Gleichwohl hatte sich die "reformatorische Bewegung" gerade "in den westlichen und südlichen Regionen sowie in einigen größeren Städten der Mark, vor allem in den Kursachsen benachbarten Landesteilen der Altmark

und der Niederlausitz“ schon frühzeitig gezeigt (S. 71). Sogar Kurfürstin Elisabeth, die aus dem dänischen Königshaus stammte, neigte dem evangelischen Glauben zu und hatte sich heimlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen lassen. Kurfürst Joachim, ihr Ehemann, der sie betrog und lieblos behandelte, drohte ihr daraufhin mit Hinrichtung. Sie floh nach Kursachsen. Auch seine Söhne Joachim II. (1505–1571) und Johann (1513–1571), für die das Land geteilt wurde, wollte der Kurfürst per Testament zur Treue gegenüber der römischen Kirche verpflichten.

Nach dem Tod Joachims I. im Jahr 1535 führte Johann von Brandenburg-Küstrin in der ihm zugefallenen Neumark und der Niederlausitz zügig die Reformation ein und trat auch dem Schmalkaldischen Bund bei. Dagegen schlug Kurfürst Joachim II., der über die Altmark, die Mittelmark, die Prignitz und die Uckermark regierte, mit Rücksicht auf den Kaiser und auf seinen Schwiegervater, den König von Polen, zunächst einen vorsichtigeren Kurs des Mittelwegs ein. Die evangelische Bewegung wurde nun nicht mehr unterdrückt, aber „gebremst“ unter Kontrolle gehalten. Erst am Allerheiligentag 1539 bekannte sich Joachim I. mit einer evangelischen Abendmahlsfeier öffentlich zur Reformation. Eine Kirchenordnung, die sich an der in den fränkischen Markgrafentümern geltenden Brandenburg-Nürnbergischen orientierte, wurde in Vorbereitung genommen.

Dieser Kirchenordnung von 1540, dem „Schlüsseltext der brandenburgischen Kirchengeschichte“ (S. 149) gilt das sechste Kapitel. Sie stellt ein klares Bekenntnis zur evangelischen Reformation dar, bemühte sich aber „hinsichtlich der kirchlichen Strukturen und des kirchlichen Lebens auch um Kontinuität und Bewahrung“ (S. 164). Ihrem Charakter behutsamer Neuordnung wurde darum auch immer wieder in der neu-protestantischen Forschung das Etikett „katholisierend“ aufgedrückt. Bis 1571, dem Todesjahr der beiden Fürstenbrüder, konn-

te sich aber so eine geschlossene kurmärkische Landeskirche etablieren, die die lutherische Konfession fest im Volk verwurzelte. Als Kurfürst Johann Sigismund 1613 zum Calvinismus übertrat, verpflichtete er allein seinen Hofstaat, diesen Schritt mitzugehen. Fortan gehörten Landesherr und Untertanen verschiedenen Konfessionen an – wodurch in der Folge ein überzeugter Lutheraner wie Paul Gerhardt in schwere Gewissensnöte geraten sollte, langfristig aber vielleicht auch der Gedanke religiöser Toleranz sich in Brandenburg-Preußen einpflanzte.

Dieses Buch gibt auf aktueller Forschungsgrundlage einen wohl gelungenen Überblick über die Vorgeschichte und den Gang der Reformation in der Mark Brandenburg. Der Autor verschafft auch dem Faktor Theologie das ihr gebührende Recht. Zugleich ist das Buch interessant und allgemeinverständlich geschrieben. Karten, Schemata, ansprechende Bildwiedergaben (mit Abbildungsnachweis) machen die Ausführungen anschaulich. Ein Verzeichnis der Quellen und Literatur, eine „Chronologie der brandenburgischen Reformation“ (S. 259–273) und das Personenregister helfen den Überblick zu behalten und ermöglichen gleichzeitig Weiterarbeit. Nur ein Wermutstropfen: Beim Korrekturlesen wurden doch einige Tippfehler übersehen. Sie trüben aber nicht wirklich den Wert dieses erfreulichen Buches.

[2154]

Wolfgang Huber

EHMANN, JOHANNES: Geschichte der Evangelischen Kirche in Baden, Band 1: Reformatorische Bewegungen im Südwesten des Reichs (1518–1557): Von Luthers Heidelberger Disputation bis zum Augsburger Frieden und seinen Nachwirkungen. – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2018. – 284 S., geb., zahlr., auch farb. Abb., Festumschlag. – ISBN 978-3-374-05574-6.

Die Evangelische Kirche in Baden ging – ähnlich wie die bayerische Landeskirche – in napoleonischer Zeit als heterogenes, neues Gebilde aus den Kirchenwesen einer Vielzahl von Vorgängerterritorien lutherischer, römisch-katholischer und reformierter Konfession hervor. Die stark zersplitterte Markgrafschaft Baden, die tatsächlich nur einen Bruchteil des 1806 zum Großherzogtum erhobenen Landes beitrug, bildete die namensgebende Kernregion. Diese war seit 1535 zwischen dem dann lutherischen Baden-Durlach (mit den Hauptorten Pforzheim und Durlach und der späteren barocken Residenzstadt Karlsruhe) und dem römisch-katholischen Baden-Baden (mit der späteren Residenzstadt Rastatt) geteilt. Die Reformation kam durch Markgraf Karl II. in seinem Territorium Baden-Pforzheim-Durlach erst im Jahr 1556 zur Einführung, also nach dem Augsburger Religionsfrieden.

Der erste dieser auf mehrere Bände angelegten neuen Gesamtdarstellung der Geschichte der Evangelischen Kirche in Baden, erzählt also gewissermaßen nur die „Vorgeschichte“ der Reformation im Land. Darauf weist ihr Autor, Kirchenhistoriker an der Universität Heidelberg und Vorsitzender des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Kirche in Baden, bereits in seinem Vorwort hin. Er erläutert dabei auch seine besondere Darstellungsweise, bei der „Person und Raum“ als Leitstruktur dienen sollen. Das funktioniert in der Ausführung gut. Es gelingt Ehmann, die Protagonisten, Orte und Regionen der evangelischen Bewegung in ihrem Wirken, jenseits der Struk-

turen, (kirchenpolitischer) Entscheidungen und Fakten tatsächlich greifbar zu machen. Die zahlreichen Impulsgeber und Akteure kommen mit ihren Lebensläufen, theologischen Gedanken und Intentionen zur Geltung, auch wenn diese scheiterten oder nur geringe Nachwirkung zeitigten.

In der „Einführung“, erklärt Ehmann umsichtig die Problematik und sein Vorgehen. Er reflektiert die Begriffe „Reformation“ und „reformatorische Bewegung“, markiert die historisch „außerbadischen“ Räume (Elsass, Vorderösterreich, Kurpfalz, Württemberg, Basel), die aber zu „betrachten“ sind, weil sie eingewirkt haben. Er erläutert außerdem die relevanten politischen Größen (Kaiser, Kurfürsten, Fürsten, Ritter, Städte) und auch die kirchlichen Institutionen (Diözesen, geistliche Stände). Die Einführung schließt dann bemerkenswerterweise mit der Kurzvorstellung dreier Historiographen der evangelischen Kirche in Baden (Schöpflin, Sachs, Vierordt). Das Mitte des 19. Jahrhunderts aufwendig erarbeitete Werk Vierordts muss wegen der schwerwiegenden Kriegsverluste mittlerweile sogar als Sekundärquelle angesehen werden.

In Teil II (S. 59–227), dem Hauptteil, mit dem Titel „Personen und Räume (Städte – Territorien)“, kommen Martin Luther mit seinem vor allem die jungen Humanisten ansprechenden Auftreten bei der Heidelberger Disputation 1518, die mainfränkische Grafschaft Wertheim mit seinen frühen Reformatoren Franz Kolb und Johann Eberlin von Günzburg, Jakob Otter in Kenzingen und Steinach sowie der Pforzheimer Johannes Schwebel zur Darstellung. Auch die Täufer in Waldshut unter dem Bayern Balthasar Hubmaier erscheinen. Natürlich darf auch die politisch so aktive reichsunmittelbare Stadt Konstanz mit ihrem Reformator Ambrosius Blarer nicht fehlen. Ihr mutiger, die tatsächliche Gefahren verkennender Widerstand gegen die kaiserliche Religionspolitik verursachte allerdings auch den katastrophalen Untergang ihres reformatorischen Kirchenwesens und den Niedergang der Stadt.

In Ehmanns Buch kommen auch die beiden Theologen Caspar Hedio, der in Straßburg wirkte, und Franz Irenicus vor. Beide stammten aus Ettlingen. Schon früh der Reformation zugeneigt war die Ritterschaft des Kraichgaus, die Heimat des bedeutenden Melanchthon-Schülers und späteren Rostocker Universitätsprofessors David Chyträus. Auch die Gengenbacher Reformatoren Matthäus Erb und Thomas Lindner werden gewürdigt; nach dem Schmalkaldischen Krieg mussten sie die Rekatholisierung ihrer Stadt miterleben. Sehr am Herzen liegt dem Autor offenbar Katharina Schütz, die Ehefrau des Straßburger Reformators Matthias Zell. Sie hatte sich 1524 engagiert für die aus der Stadt Kenzingen ausgeschlossenen evangelisch gesinnten Männer eingesetzt. Berücksichtigung finden auch der in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg wirkende Anselm Pflüger und der Heidelberger Philologe Paul Fagius, der als Reformator in der kleinen Reichsstadt Isny mit dem jüdischen Gelehrten Elia Levita gemeinsam eine Druckerei betrieb. Zuletzt wird auch an die in Heidelberg wirkende, mit einem Schweinfurter Arzt verheiratete Humanistin Olympia Fulvia Morata erinnert sowie an Martin Schalling, Vater und Sohn. Anhand der Begegnung mit ihnen führt Ehmann seine Leserschaft auch in die innerprotestantischen Differenzen hinsichtlich der Abendmahlslehre ein.

Teil III unter der Überschrift „Wege der Reformation, Wege zur Reformation“ kommen nun endlich Martin Bucer und Philipp Melanchthon „als Reformatoren des oberrheinischen Protestantismus“ zur Darstellung. Ausgehend von der auf die jungen oberdeutschen Humanisten starken Eindruck machenden Heidelberger Disputation (1518) und Luthers wirkungsvoller ‚Adelschrift‘ (1520) charakterisiert Ehmann die reformatorischen Bewegungen im Raum der späteren badischen Landeskirche. Die kleinstädtischen Reformationen am Oberrhein mit ihrem Bezug zu Straßburg tendierten theologisch in die oberdeutsch-schweizeri-

sche Richtung, die territorialen – über den Einfluss von Johannes Brenz – eher in die lutherische.

Dabei überrascht es, wie knapp (vorerst nur) die Entwicklung in Straßburg, in Württemberg und vor allem in der Kurpfalz zur Sprache kommt, deren rechtsrheinische Gebiete doch einen wichtigen Kern der späteren badischen Landeskirche stellen. Aber es handelt sich ja nur um die „Vorgeschichte“.

Johannes Ehmann hat einen abwechslungsreichen ersten Band seines Projektes vorgelegt, der ein buntes, lebensvolles, detailreiches Bild vor Augen stellt. Er kommt seinen Lesern sehr entgegen: Theologische Sacherläuterungen werden in „Kästchen“ eigens – gerade für Nichttheologen – erklärt, besonders aussagekräftige, längere Quellenzitate werden optisch herausgehoben, sozusagen O-Ton der Zeit geboten. Lobenswert ist auch die Präsentation zahlreicher ansprechender Bilder und Karten (die Karte auf S. 71 ist allerdings viel zu klein ausgefallen). Leider sind der Endkorrektur auch noch ein paar Tippfehler entgangen. Das Buch liest sich gut, dient aber auch zum Nachschlagen. Es hat selbstverständlich ein Personenregister. Und es weckt das Interesse, wie es in den folgenden Bänden mit der evangelischen Kirche am Oberrhein weiter geht. [2155]

*Wolfgang Huber*

SCHNEIDER, THOMAS MARTIN / CONRAD, JOACHIM / FLESCHE, STEFAN (Hg.): Zwischen Bekenntnis und Ideologie. 100 Lebensbilder des rheinischen Protestantismus im 20. Jahrhundert. – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2018. – 368 S., brosch., ca. 100 Abb. – ISBN ISBN 978-3-374-05617-0

Ziel des vorliegenden Bandes mit Kurzbiographien aus der Feder von mehr als 30 Autorinnen und Autoren ist es, „den rheinischen Protestantismus im 20. Jahrhundert zumindest exemplarisch in seiner ganzen Breite abzubilden“ (S. 8). Dargestellt werden

sowohl so bekannte Persönlichkeiten wie Karl Barth, Wilhelm Busch, Hanns Dieter Hüsch und Dorothee Sölle als auch unbekanntere, darunter die meisten der weiblichen Personen (z.B. Ida Obenauer).

In der Einleitung gibt Thomas Martin Schneider Einblick in das Konzept des Bandes und bietet zugleich einen kurzen, aber kompakten Überblick über die rheinische evangelische Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts, der hilfreich ist, um die Lebensporträts besser einordnen zu können. Anhand historischer Persönlichkeiten, deren Biographien in den historischen Kontext hineingestellt werden, soll auch interessierten Laien Zugang zur Auseinandersetzung mit der rheinischen Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts ermöglicht werden. Jede der Kurzbiographien ist mit einem Porträtbild sowie mit Angaben zu weiterführender Literatur, zum Teil auch zu archivalischen Quellen, versehen. Die Lebensporträts sind in 5 Alterskohorten angeordnet: Prägung im Kaiserreich, Frontgeneration, Kriegsjugendgeneration, Nachkriegsgeneration, Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus. Diese Anordnung soll es dem Leser ermöglichen, die Lebensläufe von Personen gleicher Generation vergleichen zu können. Allerdings erschwert der Verzicht auf eine alphabetische Anordnung das schnelle Auffinden der Personen. Ein Personenindex befindet sich am Schluss des Buches.

Die inhaltliche Benennung der Alterskohorten beinhaltet bereits eine Annäherung an die Grundfrage des vorgelegten Werkes: Das Buch möchte einen Beitrag zum Verstehen liefern, wie es zu den Schrecken des Nationalsozialismus kommen konnte. Das Verhalten von Christinnen und Christen vom Amtsträger bis zum Gemeindeglied vor, während und nach der NS-Zeit soll in den Blick genommen werden. Diese Zuspitzung auf die Zeit des Nationalsozialismus ist interessant und lehrreich, verengt aber bisweilen auch ein wenig den Blick und lässt Teile der Lebensbiographie in den Hintergrund rücken. Dies wird besonders deutlich

anhand der Biographie zu Gustav Heinemann (1899–1976), von dessen kirchlichen Aktivitäten nach 1945 nur sehr allgemein gesprochen wird (S. 219).

Bei der Auswahl der historischen Persönlichkeiten spielte neben der „zumindest zeitweisen Zugehörigkeit zur rheinischen evangelischen Kirche“ vor allem dies eine Rolle, „dass sie unmittelbar vor, während oder in den Jahrzehnten nach der NS-Zeit gelebt und gewirkt haben und in irgendeiner Weise mit ihrer Kirche enger verbunden waren oder sich mit ihr auseinandersetzen.“ (S. 7)

Der Anspruch der Herausgeber an ihr Werk besteht darin, sowohl unterschiedliche theologische wie kirchengeschichtliche Richtungen abzubilden, und bei all dem nicht nur Pfarrer oder Theologen zu präsentieren, sondern Männer und Frauen verschiedener Berufsgruppen, neben der Pfarrerschaft auch Universitätstheologen, Religionspädagogen und Menschen aus anderen kirchlichen Berufsgruppen, v.a. der Diakonie, aber auch Christinnen und Christen, die unabhängig davon im gesellschaftlichen Leben eine wichtige Rolle spielten. Alle Regionen der rheinischen Kirche, auch das Saarland als Diasporagegend, wurden berücksichtigt.

Dazu kam das Vorhaben, neben bedeutenden Männern auch Frauen in den Blick zu rücken. Die veröffentlichten Porträts der ersten Theologinnen und anderer in der Kirche aktiver Frauen sind äußerst interessant, jedoch ist die Gesamtzahl (15 Frauenporträts stehen 85 Porträts von Männern gegenüber) etwas enttäuschend. Nachdem die Herausgeber auch sog. Laien in die Lebensbilder mit aufgenommen haben, wäre hier eine höhere Quote wünschenswert gewesen. Indirekt darf das auch als Appell an die kirchengeschichtliche Forschung gewertet werden, sich den Biographien von kirchlich oder diakonisch engagierten Frauen, die anders als die Männer keine herausragende gesellschaftliche Position bekleiden konnten, zuzuwenden – eine sicherlich mühsame Spurensuche angesichts der zu vermutenden spärlichen Quellenlage.

Die erste im vorliegenden Band dargestellte weibliche Persönlichkeit ist Ida Obenauer (1875–1957), die drei Jahrzehnte lang, vermutlich ab 1926, Vorsitzende des Saarverbandes der Evangelischen Frauenhilfe war. In dieser Funktion sorgte sie dafür, dass die Evangelische Frauenhilfe an der Saar zu einem Bollwerk gegen die Deutschen Christen wurde (S. 50). Dass ihr Lebenswerk mit dem vorliegenden Nachschlagewerk in bleibende Erinnerung gerückt wird, ist äußerst erfreulich, sowohl in kirchengeschichtlicher Hinsicht wie auch hinsichtlich der Verpflichtung der Kirche, an aufrechte Männer und Frauen in ihren Reihen zu erinnern. Etliche der weiblichen Porträts spiegeln den Kampf der Frauen um das Pfarramt bzw. um ein Leitungsamt in der Kirche wider, der das 20. Jahrhundert prägte und schließlich zum Erfolg führte (z.B. Ina Gschlössl, Annemarie Rübens, Aenne Kaufmann, Hannelore Reiffen, Ilse Härter).

Eine von ihnen ist die Theologin Lydia Schröder (1913–1959), die aufgrund ihrer Tätigkeit als Pfarrvikarin im Kleinen Walsertal auch für die bayerische Kirchengeschichte von Belang ist. Leider fehlt hier im Literaturverzeichnis der Hinweis auf die Forschungsergebnisse von Auguste Zeiß-Horbach, die den beruflichen Werdegang Lydia Schröders innerhalb ihrer Studie zur Geschichte der Frauenordination anhand der im Landeskirchlichen Archiv der ELKB und weiteren Archiven befindlichen Akten untersucht hat (Evangelische Kirche und Frauenordination, 2017; dort auch die bibliographischen Angaben zu den Aufsätzen der Verfasserin in der ZBKG; vgl. die Besprechung in ZBKG 2018, Nr. 2128). Auf diese Forschungsergebnisse konnte Otto Nübel in dem hier erwähnten Werk über die Oberstdorfer Christuskirche im Dritten Reich (2017) bereits zurückgreifen (Besprechung ZBKG 2018, Nr. 2126). Den Fortgang der Emanzipationsbewegung innerhalb der evangelischen Kirche und die Möglichkeiten, die sich den Frauen dadurch boten, zeigt die letzte der dargestellten Frauen: Die

Theologieprofessorin Dorothee Sölle (1929–2003), die kirchenpolitisch durch das „Politische Nachtgebet“ bekannt wurde.

Die männlichen Lebensbilder beginnen mit Karl Viktor Klingemann (1859–1946), der von 1913 bis 1928 Generalsuperintendent der rheinischen Provinzialkirche war, nach Stefan Flesch einer der „aggressivsten Exponenten in der nationalistisch-monarchistischen Hauptrichtung der evangelischen Pfarrerschaft vor 1933“ (S. 15) im Rheinland. Mit dem Hunsrücker Pfarrer Paul Schneider und dem Idar-Obersteiner Religionslehrer Georg Maus erinnert der Band an zwei Christen, die, wie nur wenige innerhalb der rheinischen Kirche, eine offene Konfrontation zum NS-Staat, auch durch Kritik an Menschenrechtsverletzungen wagten und dies mit ihrem Leben bezahlten. (S. 11) Das letzte der männlichen Lebensbilder zeigt Peter Beier (1934–1996), der 1989 zum Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland gewählt wurde und dieses Amt bis zu seinem Tod innehatte. Er engagierte sich in der Friedensbewegung. Klingemann und Beier – die Gegenüberstellung zeigt exemplarisch den Weg, den die rheinische Kirche in der Frage der politischen Verantwortung für die Gesellschaft innerhalb des 20. Jahrhunderts gegangen ist.

Am Ende des interessanten und gut zu lesenden Bandes steht der Versuch einer Bilanz. Die Verfasserin Simone Rauthe zeichnet die allgemeine Geschichte und Kirchengeschichte Deutschlands seit der Reichsgründung nach und ordnet dieser Entwicklung die Lebensbilder zu, woraus sich allerdings kein weiterer Erkenntnisgewinn ergibt. Am Ende der Bilanz steht eine Wertung der Verfasserin, die zu pauschal ausfällt: „Die Stärke des Lebensbilder-Projekts liegt in der ehrlichen Auseinandersetzung mit dem historischen evangelischen Milieu, das leider lange Zeit allzu konservativ und deutschnational orientiert war. Wir Nachgeborenen können das erklären, aber schwer verstehen. [...] Umso erfreulicher ist es zu sehen, dass nach 1945 das Antitotali-

täre auch zum Konsens in unserer Landeskirche wurde. So viele der hier hervorgehobenen evangelischen Rheinländerinnen und Rheinländer haben zur Entwicklung des Glaubens und der Kirche beigetragen und damit die gesellschaftliche Bedeutung des Protestantismus im Rheinland bekräftigt.“ (S. 351f)

Eine solche Pauschalisierung führt angesichts der dargebotenen, gehaltreichen Lebensbilder nicht weiter. Das zeigt die Biographie zu Magdalene von Waldthausen (1886–1972). Sie war eine Repräsentantin der konservativ-bürgerlichen Frauenbewegung, bereits in der Weimarer Zeit, stand auf der Seite der Bekennenden Kirche und setzte sich auch nach 1945 für die demokratische Beteiligung von Frauen an der Leitung der Kirche ein. Ihr Einsatz für die Emanzipation der Frauen macht sie – als Teil der konservativ-bürgerlichen Frauenbewegung! – zu einer an der Reform der Kirche und ihrer Leitungstätigkeiten engagierten Frau. Modernität und konservative Grundeinstellung kommen hier zusammen. Innerhalb der kirchlichen Emanzipationsgeschichte der Frauen ist dies kein Einzelfall.

Die Aussage Rauthes „In der unmittelbaren Nachkriegszeit waren evangelischen Menschen unserer dritten Alterskohorte noch jung und haben sich für die anstehende Aufbauarbeit engagiert“, wirkt angesichts des hier als Beleg erwähnten 44jährigen Joachim Beckmann (1901–1987, späterer Präses) etwas merkwürdig. Insgesamt benennt die Alterskohorte „Kriegsgeneration“ Personen, die im Jahr 1945 zwischen 45 und 35 Jahre alt waren. Es steht auch zu fragen, ob sich nur diese „jüngere Generation“ der Aufbauarbeit gewidmet hat. Die Lebensbilder zeigen doch gerade, dass sich auch Personen der älteren Generation wie die oben erwähnte Magdalene von Waldthausen für diese Aufbauarbeit engagiert haben.

Ein alphabetischer Personenindex nebst Abkürzungsverzeichnis, Abbildungsnachweis und Verzeichnis der Autorinnen und Autoren beschließt den äußerst empfehlens-

werten Band, der angesichts der in ihm verzeichneten Persönlichkeiten über die rheinische Regionalkirchengeschichte weit hinausreicht. [2156]

*Auguste Zeiß-Horbach*

**KAISER, JOCHEN-CHRISTOPH** (Hg.): Hans von Soden. Leben und Werk. – Baden-Baden: Tectum, 2017 (= Marburger Beiträge zur Kirchlichen Zeitgeschichte 3). – 172 S., kart. – ISBN 978-3-8288-4076-8.

Das Geleitwort von Bischof Martin Heintz setzt den Anfang mit einer prägnanten und zugleich umsichtigen Würdigung des Marburger Theologen (S. 9–12) und erhebt Hans von Soden (1881–1945) zu einem „Lehrer der Kirche“ und „Kirchenvater“ der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck“ (EKKW). Das ist aber gar nicht salbungsvoll gemeint, der Blick in die Vergangenheit soll vielmehr verbunden werden mit der aktuellen Frage „Was ist heute zu tun?“

Die EKKW entstand unter nationalsozialistischem Druck im Juni 1934 durch die Vereinigung der beiden bis dahin selbstständigen Landeskirchen von Hessen-Kassel und des vormaligen Fürstentums Waldeck. Sie ging in der Zeit des ‚Dritten Reichs‘ einen sehr eigentümlichen Weg, woran Hans von Soden maßgeblich beteiligt war. Bekannt ist dieser heute vor allem durch das Gutachten der Marburger Theologischen Fakultät von September 1933, das den sog. Arier-Paragrafen für die Evangelische Kirche dezidiert ablehnte. Hans von Soden hatte es gemeinsam mit Rudolf Bultmann (1884–1976) auf die Bitte oberhessischer Pfarrer hin erstellt. Diese hatten daneben auch die Erlanger Fakultät zu einem Gutachten beauftragt, das wiederum von Werner Elert (1885–1954) und Paul Althaus (1888–1966) verfasst wurde. Weniger bekannt ist Hans von Sodens Rolle „als informeller Wortführer der Bekennenden Kirche in Kurhessen-Waldeck“ (S. 7), die er seit 1935 einnahm – mit unmittelbarer Wirkung auch über seinen



Tod am 2. Oktober 1945 hinaus auf den konstitutionellen Neubeginn der EKKW.

Nicht nur diesen Aspekt seines „Lebens und Werks“ versucht der kleine Band ins Auge zu fassen, sondern auch Hans von Sodens wissenschaftlich-theologische Leistung. So stellt Friedrich W. Horn „Hans von Soden als Neutestamentler“ dar (S. 17–35), Wolfram Kinzig noch ausführlicher diesen „als Historiker der Alten Kirche“ (S. 37–72). Der (nicht unkritische) Schüler Adolf Harnacks war als Christ und wissenschaftlicher Theologe liberal gesinnt, er teilte auch nicht die Aufgeschlossenheit seines Freundes Bultmann gegenüber der Heideggerschen Existenzphilosophie und der sog. Dialektischen Theologie. Sein „Selbstverständnis als evangelischer Kirchenhistoriker“ speiste sich „unverändert aus einem humanistisch grundierten Kulturprotestantismus“ (S. 72).

Jochen-Christoph Kaiser arbeitet die Rolle Hans von Sodens „im Spannungsfeld von Bekennender Kirche und Landeskirchenausschuss“ heraus und markiert zugleich auch den „Sonderweg“ der Landeskirche von Kurhessen-Waldeck in der Zeit des Nationalsozialismus (S. 73–91). Als „Herzensmonarchist“ und „Vernunftrepublikaner“, der sich der DVP angeschlossen hatte, hatte sich Hans von Soden schon zu Beginn des Sommersemesters 1933 kritisch gegen die Diskriminierung Andersdenkender, den übersteigerten Nationalismus und grassierenden Rassismus gewandt und dagegen seine liberale Wissenschaftsauffassung bekräftigt. Kaiser erkennt, dass zunächst der Marburger Gemeindepfarrer Dr. Karl Bernhard Ritter (1890–1967) die „ausschlaggebende Rolle bei der Bildung eines kurhessischen Ablegers des Pfarrernotbundes“ spielte (S. 79). Die theologische Leitung des „Bruderbundes kurhessischer Pfarrer“ und damit die Führung der ‚Bekennenden Kirche‘ in der EKKW ist Hans von Soden erst mit der Zeit zugewachsen. Das Bemerkenswerte ist nun, dass unter seiner diskreten Autorität die ‚Bekennende Kirche‘ auf einen eigenen kirchenregimentlichen An-

spruch in der EKKW verzichtete zugunsten des Landeskirchenausschusses. Er nahm damit eine Position ein, die sonst im Reich von der ‚Bekennenden Kirche‘ kategorisch abgelehnt wurde. In der relativ kleinen und ländlich geprägten Landeskirche funktionierten aber die engen persönlichen Beziehungen auch über kirchenpolitische Unterschiede hinweg, und der Wille zur Mäßigung beim Austrag von Konflikten, die sich selbstverständlich auch ergaben, war bestimmend. Das kirchliche Alltagsleben sollte möglichst im Frieden vonstatten gehen. Diese Sicht verband Hans von Soden mit dem Landeskirchenausschuss-Vorsitzenden Friedrich Happich (1883–1951), dem Direktor der Diakoniestalt in Treysa und gemäßigten Vertreter der ‚Deutschen Christen‘. „Von Soden betrachtete die Ausschüsse als Notbehelf und billigte sie mit dieser Einschränkung.“ (S. 84) Zugleich beteiligte er sich aber an den Bekenntnissynoden der Deutschen Evangelischen Kirche, vertrat deren Anliegen und fungierte – trotz sich erschwerender Herzkrankung – als theologischer Kopf der BK in Kurhessen-Waldeck.

„Der Einfluss Hans von Sodens auf den Neubeginn der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck in der Ära Bischof Adolf Wüstemanns (1945–1963)“ steht im Fokus von Michael Stahl (S. 93–113). Der auch von seinem Lehrauftrag her kirchenrechtlich bewanderte Universitätstheologe Hans von Soden hatte bereits 1937 ein neues Konzept für die Leitung der Landeskirche nach der Zeit des nur provisorisch amtierenden Landeskirchenausschusses entworfen. Er hatte sich „durch die Aufstellung einer starken geistlichen Leitung ein wehrhaftes Gegenüber zur staatlichen Obrigkeit erhofft“ (S. 96). Nach 1945 kam dieses (ursprünglich, so meine Vermutung, auf Karl Bernhard Ritter zurückgehende) bischöfliche Leitungskonzept in der EKKW zur Geltung und bestimmt (mittlerweile modifiziert) ihr besonderes Profil bis heute, etwa im Gegenüber zur benachbarten Evangelischen Kirche von Hessen-Nassau (EKHN).

Sigrid Bernhardt geb. von Soden, vor-malige Oberkirchenrätin der EKHN, bietet zum Abschluss dieses kleinen, doch gehaltvollen Bandes „Erinnerungen an Hans von Soden aus Sicht der Familie oder Begegnungen im Rückblick. Facetten einer faszinierenden Persönlichkeit“ (S. 115–149). Besonders ansprechend wirken die vielen Fotos aus Familienbesitz, die den bedeutenden Theologen und Kirchenmann auch als fürsorglichen und warmherzigen Angehörigen zeigen. Ein Literaturverzeichnis und ein Personenregister machen das Buch bequem benutzbar.

[2157]

*Wolfgang Huber*

**RUPP, HORST** (Hg.): Peter Paul Cadonau (1891–1972). Theologe und Seelsorger in bewegter Zeit. – Zürich: TVZ, 2019. – 343 S., geb., Leinen.- ISBN 978-3-290-18203-8.

„Graeca sunt, non leguntur!“ Mit dieser Erklärung wurden in mittelalterlichen Vorlesungen Belegstellen in griechischer Sprache als bedeutungslos und unwichtig abgetan. Der aus Deutschland stammende, in Österreich tätige Historiker Ulrich Trinks (1930–2008) machte 1987 mit der darauf bezogenen Formulierung „Austriaca non leguntur!“ in erster Linie auf ein Defizit der Kirchenkampfforschung, aber auch der spärlichen Rezeption österreichischer Geschichtsforschung im Ausland allgemein aufmerksam (vgl. Walter Fleischmann-Bisten, *Der österreichische Geheimprotestantismus im 17. und 18. Jahrhundert*, in: *Freikirchenforschung* 27, 2018, S. 16). Wandelt man das Dictum noch einmal ab in „*Helvetica non leguntur!*“, so hat man Grund und Erklärung für die hier anzuzeigende Publikation über den vielseitigen und bisher kaum beachteten Schweizer Theologen Peter Paul Cadonau (1891–1972).

Man durfte gespannt sein, mit welchem Thema der produktive Würzburger Emeritus auf dem Lehrstuhl für Evangelische

Theologie und Religionspädagogik, Horst F. Rupp, seine theologisch, religionspädagogisch und historisch interessierte Leserschaft neuerlich überraschen würde. Nach Studien (als Autor und Herausgeber) zum Pädagogen Fr. A. W. Diesterweg, zur Geschichte der Juden in Creglingen, zur Stadtgeschichte von Rothenburg ob der Tauber, zum gotischen Waltensburger Meister und zur religionspädagogischen (Auto-)Biographie (zuletzt über Klaus Wegenast, 2019) liegt nun also ein Werk über einen Bündner Theologen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor.

Peter Paul Cadonau wurde 1891 in Waltensburg, romanisch Vuorz, geboren. Das seit der Reformation evangelische Bergdorf liegt in der Surselva, der Talschaft des Vorderrheins, in Graubünden. Cadonau entstammte einer Bauern- und Lehrerfamilie und studierte später, da damals wie heute eine Bündner Universität fehlte, Theologie in Basel und Zürich. Dabei stand er vor allem unter dem Einfluss von Leonhard Ragaz, wandte sich aber in späteren Jahren zunehmend der Wort-Gottes-Theologie Karl Barths zu und verstand sich selbst in umfassendem Sinn als Diener am Wort Gottes. So erklärt sich seine die üblichen Grenzen einer Pfarrerstätigkeit überschreitende Arbeit auch als Publizist, Schriftsteller und Sozialreformer.

Nach seiner Ordination zum Verbi Divini Minister der reformierten Landeskirche Graubündens in Davos Dorf übernahm er nacheinander vier Bündner Gemeinden als Pfarrer: Zunächst in der näheren Heimat Luven-Flond bei Ilanz, dann Ardez-Ftan im Unterengadin, später Thusis am Eingang der Viamala und schließlich Trin in der Landschaft Imboden nahe Flims. Diese Tätigkeit im weitgespannten und stark ausdifferenzierten rätoromanischen Sprachraum weckte und schärfte Cadonaus Interesse und Verständnis für seine Herkunftssprache und führte schließlich zu einem seiner Hauptwerke, der romanischen Bibelübersetzung. Neben diese Pfarramtsbiographie gesellt

sich, besser mit ihr vermischt sich, von Anfang an ein Lebensweg, der sich im weitesten Sinne mit Kulturvermittlung, Bewahrung von Werten im und durch Wandel beschreiben lässt. Ist seine Wort-Gottes-Theologie einerseits durch eine gewisse „theologische Enge“ (S. 20) gekennzeichnet, so wirkt andererseits sein christlich begründetes, kulturell vermitteltes Engagement weit und nachhaltig in die Gesellschaft hinein. Mit seiner pietistisch-erweckten christlichen Existenz verkörpert Cadonau einen Frömmigkeitstyp, der in Graubünden lange Tradition hat.

Bereits auf seiner ersten Pfarrstelle engagierte sich Cadonau über sein kirchliches Amt hinaus, indem er den Konsumverein Ilanz und Umgebung mitbegründete. Seine besondere Aufmerksamkeit galt zunächst der Jugend und der Seelsorge an Kranken. So reflektierte er als Referent bei einem Jugendkongress auf Kantonsebene in Chur im Jahr 1921 das Problem des Alkoholismus unter individuellen und gesellschaftlichen Aspekten, ein Thema, das er lebenslang verfolgte.

Noch unmittelbar nach der Ruhestandsversetzung 1954 arbeitete er, wegen unklarer Aufgabenbeschreibung nicht immer konfliktfrei, als geistlich-theologischer Leiter des „Gott-hilft“-Hauses in Seewis bis 1967/68. Daneben und später intensivierete er von seinem Geburtsort Waltensburg aus, wohin er sich mit seiner Ehefrau Anna Maria zurückgezogen hatte, die Evangelisationsarbeit, gab das romanische Kirchengesangbuch neu heraus, wirkte in der Bündnerischen Telefonseelsorge mit, widmete sich seiner eigenen publizistischen Arbeit, versah bis ins hohe Alter vertretungsweise Predigt-dienst und übernahm Religions- und Konfirmandenunterricht.

Die Darstellung des biographischen und theologischen Werdegangs Cadonaus sowie die Einordnung des gesamten Lebenswerks werden vom Herausgeber Horst F. Rupp im umfangreichsten Teil des Bandes vorgenommen (S. 11–126). Manfred Veraguth beleuchtet in seinem Beitrag die Tätigkeit Cadonaus im Bereich der romanischen

Sprachpflege (S. 127–144) und des dramatischen Schaffens (S. 145–174). Jan-Andrea Bernhard untersucht, wie sich Cadonau soziales, kirchliches und sprachliches Engagement im romanischen Calender *Per mintga gi* in den Jahren 1925 bis 1965 darstellt und verfolgen lässt (S. 175–190). Diese Zeitschrift war das Publikationsorgan der von Cadonau im Jahr 1921 mitbegründeten *Renania*, der reformierten romanischen Sprachvereinigung der *Sur- und Sutselva*. Gleichzeitig war er lange Jahre Redaktor der gleichzeitig neu gegründeten Wochenzeitung *La Casa Paterna*. Martin Fontana stellt Cadonaus romanische Bibelübersetzung im Vergleich mit früheren und nachfolgenden Übersetzungen vor (S. 191–212). Für seine sprachprägende Übertragung des Neuen Testaments und der Psalmen in die rätoromanische Sprachvariante *Sursilvan* wurde Cadonau zusammen mit Hercli Bertogg im Jahr 1955 von der Universität Basel mit der theologischen Ehrendoktorwürde ausgezeichnet.

Im Anhang des Buches sind, zum Teil erstmals, einige schwer zugängliche Texte von Cadonau abgedruckt (S. 213–316) sowie Nekrologe und andere Erinnerungstexte zu Peter Paul Cadonau (S. 317–336). Auch ein hilfreiches Personenregister fehlt nicht. Besonders hervorzuheben ist die reiche Illustration des Bandes durch historische Fotos und andere Materialien, die nicht nur die Hauptperson, sondern auch die mit ihr in Verbindung stehenden Personen und Orte zu nachhaltiger Wirkung bringen.

Cadonau vielfältiges Lebenswerk und seine weitgespannte Lebenswelt verdeutlichen, dass das durch mancherlei volkstümliche Literatur bis in die jüngste Zeit gleichsam märchenhaft überwölbte Soziotop eines Bündner Bergdorfes wesentlich engeren Anschluss an die Veränderungen und Herausforderungen des frühen 20. Jahrhunderts hatte, als man sich dies gemeinhin vorstellt.

Die Lektüre des Buches erfordert wenigstens ansatzweise die Bereitschaft sich mit Begriffen des surselvischen Romanisch vertraut zu machen. Von mehreren Beiträgern

wird beispielsweise die mit dem Vornamen zu verbindende Ehrenbezeichnung des reformierten Geistlichen, „ser“, hier also „ser Paul“, ohne Erklärung im Text verwendet (S. 15 und 141). Immer wieder begegnen auch kurze unübersetzte romanische Textpassagen. Ein gutes Hilfsmittel zum Verständnis bietet hier das online verfügbare *Niev vocabulari Sursilvan* von Alexi Decurtins.

Zwar gab es zu Cadonau verstreute kürzere Einzelstudien, meist in lokalen Publikationen, auch kann auf verstreutes archivalisches Material zurückgegriffen werden und es sind bedeutende Teile des Lebenswerks im Nachlass und damit in Privatbesitz vorhanden, doch fehlte bislang eine angemessene Zusammenschau aller Aspekte. Es bedarf des interessierten, kennnisreichen und geschulten Blicks, um die disparaten Teile zu einem konzisen Ganzen zusammenzufügen. Darüber und über die Fähigkeit ausgewiesener Mitautoren zu finden und Sponsoren zu begeistern, verfügt der Herausgeber in hohem Maß. Insofern reiht sich auch die hier vorgestellte Würdigung des Lebenswerks von Peter Paul Cadonau nahtlos in die eingangs erwähnte Reihe der Behandlung von Themen und Personen durch Horst F. Rupp

ein, die über den engeren Bereich des Dargestellten hinaus oft exemplarische historisch-theologische Bedeutung erlangt haben.

Ordnet man bisher wenig beachtete lokale Persönlichkeiten als Vertreter einer Schweizer Theologie in den Kontext der Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts ein, so ergeben sich vielfältige Bezüge und Aspekte. Dafür ist die vorgelegte Würdigung Cadonaus durch Horst F. Rupp ein schlüssiges Beispiel. Mit den Worten des Herausgebers: Es „zeigt sich, wie Cadonau sich in vielfältiger Weise anregen liess durch die Lebensumstände, in die er hineingeriet bzw. die er selbst mit verursachte, denn er war eben kein nur von den jeweiligen Umständen getriebener Mensch, sondern er versuchte, soweit dies einem Individuum überhaupt möglich ist, seine Welt und Umwelt aktiv mitzugestalten“ (S. 13). Gleichzeitig hat Rupp mit seiner auf breiter und profunder Quellenkenntnis beruhenden Darstellung gleichsam das Gesellenstück für eine noch zu erarbeitende Gesamtgeschichte der evangelisch-reformierten Exklave Waltensburg vorgelegt.

[2158]

Gerhard Simon

### 3. Bayerische Kirchengeschichte (Nr. 2159–2178)

#### 3.1. *Übergreifend / Vor 1500 (Nr. 2159–2167)*

Schmid (Hg.): Das alte Bayern. Von der Vorgeschichte bis zum Hochmittelalter (Huber) (Nr. 2159) – Deutinger (Hg.): Die Abtei Niederaltaich (Unterburger) (Nr. 2160) – Wirth (Hg.): Kloster Scheyern. 900 Jahre Benediktiner (Huber) (Nr. 2161) – Steiner: Das Urbar des Hochstifts Augsburg von 1316 (Eberl) (Nr. 2162) – Agethen: Apographa epistolarum – Die Tegernseer Briefsammlung des 15. Jahrhunderts (Köpf) (Nr. 2163) – Wüst / Machilek (Hg.): Neunkirchen am Brand. Geschichte ... (Jung) (Nr. 2164) – Lausser: St. Martin zu Kaufbeuren. Zur Geschichte einer schwäbischen Stadtpfarrkirche (Huber) (Nr. 2165) – Hönl: Pfarrkirche und Pfarrgemeinde St. Salvator in Nördlingen (Keller) (Nr. 2166) – Rotter: Religiös geprägte Lebenswelt in [...] Dinkelsbühl 1350 bis 1660 (Gößner) (Nr. 2167)

SCHMID, ALOIS (Hg.): Das alte Bayern. Von der Vorgeschichte bis zum Hochmittelalter. – München: C.H. Beck, 2017 (= Handbuch der bayerischen Geschichte, begründet von Max Spindler, neu hg. von Alois Schmid, 1). – XXII + 726 S., geb., Festeinband, Abb. – ISBN 978-3-406-68325-1.

Das ‚Handbuch der bayerischen Geschichte‘ – kurz genannt ‚Der Spindler‘ – ist von 1967 bis 1975 in fünf Bänden erschienen, eine zweite, überarbeitete Auflage in insgesamt sieben (Teil-)Bänden von 1981 bis 2007. Diese zweite Auflage wird nun erneut abgelöst durch die mit vorgelegtem Band inaugurierte völlige Neubearbeitung. Sie bleibt grundsätzlich dem Vorbild verpflichtet und will weiter als Handbuch benutzbar bleiben; denn damit hat ‚der Spindler‘ Schule gemacht, weit über Bayern hinaus.

„Der Schmid“ – so wird das neue landesgeschichtliche Standardwerk wohl in Zukunft nach seinem federführenden Herausgeber heißen – geht aber doch konzeptionell manche neuen Wege. Für eine angenehmere Lesbarkeit erscheinen die Anmerkungen nur noch als Endnoten. Überhaupt erfährt der wissenschaftliche Apparat, vor allem die möglichst vollständige Bibliographierung der wichtigsten Forschungsliteratur eine Reduktion – in Anbetracht der neuen vielfältigen elektronischen Recherchemöglichkei-

ten. Auch eine Straffung des dargebotenen Stoffs wird unternommen.

Der erste Band zur „Urgeschichte“ Bayerns liegt also vor – und überzeugt! Gerade für den Bereich des „alten Bayern“ wurden in den letzten Jahrzehnten neue Forschungserkenntnisse erarbeitet, die nun in dieser Gesamtdarstellung der interessierten Öffentlichkeit geboten werden können. Das betrifft „die Vorzeit bis zum Ende der Keltenreiche“, die Römerzeit und namentlich das Zeitalter der Agilolfinger. Zu diesen sind zwar etliche Mythen im Schwange und auch beeindruckende Theorien, aber keine wirklich überzeugenden einfachen Erklärungen, etwa wer nun genau die sagenhaften Bajuwaren waren und woher sie kamen. Es bleibt also geheimnisvoll (und interessant) um die „alten Bayern“, die offenbar hervorgingen aus der seit der Römerzeit gebliebenen Bevölkerung und den irgendwann – das ist nicht genau zu klären – Zugewanderten. Auf jeden Fall waren die Kultur und die Herrschaftsstrukturen, die sie in einer „Ethnogenese“ gemeinsam seit dem 6. Jahrhundert hervorbrachten, schon früh vom Christentum geprägt. Die Entwicklung von „Bayern im Frankenreich“, vom Herzogtum unter den Luitpoldingern und Welfen wird im Zusammenhang gut lesbar und nachvollziehbar geschildert, auch wenn vieles (noch) nicht hinreichend zu erklären ist oder gar für immer im Dunkeln bleiben muss. Auch das

kirchliche und kulturelle Leben, das Klosterwesen, Wissenschaft, Bildung, Literatur, Musik, Kunst und die „Welt der Juden“ finden gebührende Berücksichtigung in diesem ersten Band des Handbuchs. Zu diesem kann man dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen nur beglückwünschen. Möge „der Schmid“ als historiographisches Projekt weiter in dieser Weise gedeihen und dann natürlich auch, wie es „der Spindler“ getan hat, die hinzugewonnenen Gebiete mit ihren Menschen, den „neuen Bayern“, und ihrer Geschichte würdigen.

[2159]

*Wolfgang Huber*

DEUTINGER, STEPHAN / DEUTINGER, ROMAN (Hg.): Die Abtei Niederaltaich. Geschichte, Kultur und Spiritualität von der Gründung bis zur Säkularisation. – St. Ottilien: EOS, 2018 (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens. Ergänzungsband 53). – 15 + 575 S., geb., Festumschlag, Abb. – ISBN 978-3-8306-7903-5.

Die nahe der Donau gelegene Benediktinerabtei Niederaltaich gehörte bis zur Säkularisation zu den ältesten und wohlhabendsten Klöstern in Bayern; nach der Neugründung im Jahr 1918 gingen und gehen von ihr auch bedeutende ökumenische Impulse aus. Der vorliegende Sammelband will das Standardwerk aus dem Jahr 1964 zur Klostergeschichte, das Georg Stadtmüller und Bonifaz Pfister herausgegeben haben, nicht ersetzen. Es will vielmehr an zentralen Themenbereichen der Geschichte bis 1803 die enorme Fortentwicklung von Methoden, Fragestellungen und Themenbereichen seither in der Geschichtsschreibung als Impulse aufgreifen, um eine vertiefte bzw. neue Sicht auf die Niederaltaicher Geschichte ermöglichen zu können. So entstand zwar keine synthetische Gesamtdarstellung, sondern ein anregendes Kaleidoskop, das als großer

Fortschritt in der Geschichtsschreibung der Abtei zu werten ist.

Nur einige der neuen Einsichten können hier gewürdigt werden. 1731 feierte man bereits das 1000-jährige Gründungsjubiläum, während die Geschichtsschreibung seither im Gegensatz dazu vom Jahr 741 als Gründungsdatum ausgeht. Dies ist für Roman Deutinger Anlass zu einer kritischen Überprüfung: Die Grundlage dieser Versuche, die zweite Version der Godehard-Vita Hermanns des Lahmen aus dem 11. Jahrhundert, erweist sich keinesfalls als zuverlässig, indem sie nicht nur die Jahreszahl, sondern auch einen Reichenauer Ursprung konstruierte. Stifter war nach dem „Breviarium Uroli“ Herzog Odilo (ca. 736–748), wohl mit Zustimmung Pippins, was nicht vor 744 denkbar gewesen sei. Das Mauritiuspatrozinium weise eher auf Eberheimsmünster als Mutterkloster hin, zumal Odilo wohl aus dem Alemannischen stamme, wofür auch der Name des ersten Abtes, Ebersind, spreche. Wolfgang Janka zeigt, wie sich der vom Kloster ausgehende früh- und hochmittelalterliche Landesausbau in Ortsnamen spiegelt, etwa im Umkreis von Rinchnach im Bayerischen Wald. Hubertus Seibert untersucht die Herrschernähe nach 788 zu den Königen und zu den bayerischen Herzögen. Monastische Disziplin hat Heinrich der Zänker um 988 wieder eingeführt, nachdem das Kloster vorher eher ein Kanonikerstift mit Kommendatarabt war. 996 wurde Godehard, der spätere Hildesheimer Bischof, Abt; die Klosterreform breitete sich von Niederaltaich aus und es kam zu einer neuen Aktionsgemeinschaft mit dem Königtum, die erst 1152 endete, als das Kloster der Bamberger Kirche geschenkt wurde. Bischof Eberhard II. von Bamberg knüpfte zu dieser Zeit – so Dieter Weiß – an die Eigenklosterpolitik seines Vorgängers Otto an. Ab etwa 1050 hatten die Grafen von Bogen die Vogtei über das Kloster inne, die 1242 von den Wittelsbachern abgelöst wurden (ebenso auch die Bamberger Rechte außer der Verleihung der Investitur; das Privi-

leg, Bamberger Ehrendomkapitulum zu sein, blieb den Äbten aber), was Abt Hermann (1242–1273) in seinem Werk über die Niederaltaicher Vogtei entschieden begrüßte.

Jürgen Dendorfer kann zeigen, dass hinter Hermanns Kritik der „malitia“ der Bogener eher die Perspektive und die Vogteifdefinition des 13. Jahrhunderts standen, während ein Jahrhundert vorher Konvent und Vogt noch gemeinsam gegen die Übertragung an Bamberg agierten, ja Vogtfamilie und Kloster auf wechselseitige Unterstützung angewiesen waren. Die Entstehung und Entwicklung des niederösterreichischen Besitzes des Klosters um Spitz und Aggsbach in der Wachau und um (Verkauf im 16. Jahrhundert) Absdorf und Niederabsdorf analysiert Roman Zehetmayer. Anhand des in Jena aufbewahrten, bis ins 16. Jahrhundert in liturgischem Gebrauch befindlichen und rund 400 Jahre vorher entstandenen Nekrologs/Martyrologs kann Roman Deutinger das Beziehungsnetz des mittelalterlichen Klosters erhellen. Der liturgische Gesang spiegelt in Niederaltaich die Einbettung in die lothringische Reformbewegung, im Spätmittelalter dann in die Melker Reform und zisterziensische Einflüsse, so Robert Klugseder. Christof Paulus bestätigt für das Spätmittelalter, dass regionale Bezüge für das Kloster wohl wichtiger waren als der Melker Reformkreis, auch wenn die Geschichtsschreibung meist die Perspektive und die Wertungen der Melker Reform unkritisch übernommen hat. Die 1671 abgebrannte Bibliothek spiegelt sich noch in einem Katalog aus dem Jahr 1611 mit 528 Codices, den Julia Knödler auswertet und Vernetzungszusammenhänge des mittelalterlichen Klosters dabei rekonstruiert.

Ein besonderes Augenmerk liegt bei vielen Beiträgen auf der klösterlichen Erinnerungs- und Geschichtskultur. Einen Gesamtüberblick über diese gibt Alois Schmid, der auch die unter Abt Joscio Hamberger (1700–1739) neu erbaute Klosterkirche und die erneuerte Propsteikirche in Rinchnach als Monumente historischen Bewusstseins

und daraus abgeleiteter Geltungsansprüche mit einbezieht. Prominentestes Produkt der klösterlichen Geschichtsschreibung sind dabei die „Annales Altahenses“ (ca. 1075), eine Hauptquelle zur Regierung des Saliers Heinrichs III. Jörg Schwarz zeigt, dass auch für diese die inzwischen weit verbreitete Einsicht gilt, dass sich Annalen, Chroniken und Historien in der Regel nicht messerscharf scheiden lassen, dass also in der annalistischen Aneinanderreihung von Fakten durchaus ein Narrativ zu finden sei. Die mehrfach geäußerte Vermutung, die „Lex Baiuvarorum“ sei im 8. Jahrhundert in Niederaltaich redigiert oder hätte einen besonderen Bezug zum Kloster widerlegt hingegen Roman Deutinger. Einen Überblick über die zahlreichen frühneuzeitlichen Chroniken gibt Johannes Molitor, während Ernst Schütz die im Jahrtausendjubiläum, in der Architektur aber auch in literarischen Werken zum Ausdruck kommende historische Selbstinszenierung deutet.

Auch zum neuzeitlichen Kloster gibt es zahlreiche Beiträge: Herbert Wurster zeigt, dass alle drei Passauer Abteien auf bayerischem Gebiet sich 1684 nicht der Benediktinerkongregation angeschlossen haben, Niederaltaich aber auch nicht Träger der Salzburger Benediktineruniversität war, so dass die Akademisierung im Kloster erst vergleichsweise spät eingesetzt habe. Dafür hatten sehr viele Konventualen vor dem Eintritt ein Jesuitengymnasium besucht, besonders (24%) München, so Hannelore Putz, mit der „Domus Gregoriana“. Martin Hille geht kenntnisreich der Beziehung des Klosters zu seinen Grundholden nach: Während in der geschlossenen Hofmark Niederaltaich und im Klostermarkt Hengersberg es gelang, die klösterlichen Rechte auszubauen, verdrängte andernorts die zunehmend bürokratisierte, verdichtete Landesherrschaft mit ihrem militärischen und fiskalischen Zugriff immer mehr die klösterlichen Pfliegerichte. Der Rangstreit mit Tegernsee seit 1726, welche Abtei die vornehmste in Bayern sei, ging 1768 für Niederaltaich,

so Stephan Deutinger, mit einem negativen Urteil des landesherrlichen Geistlichen Rats zu Ende. Die klösterliche Musikkultur des 18. Jahrhunderts beleuchtet Bernhard Greiler, während Heike Mrasek das Werk des Rokoko-Malers Franz Anton Rauscher (1731–1777) vorstellt (Fresken und Altarbilder, oft in Kirchen, in denen das Kloster das Patronatsrecht hatte), der eine Niederaltaicher Gastwirtstochter heiratete und sich dort niederließ. Die These, es habe im Kloster keine aufgeklärte Wissenskultur und keine naturwissenschaftlich bedeutenden Leistungen gegeben, kann Stephan Deutinger relativieren. Neben dem Pionier der Forstwirtschaftslehre Candid Huber (1747–1813) kann er den Mineralogen Lorenz Hunger (1757–1813) vorstellen, der die Gesteinswelt des Bayerischen Waldes erforschte und Erstbeschreibungen von Gesteinen lieferte (v.a. Titanit; der Berliner Apotheker Klaproth benannte das Element dann „Titan“). Dass die Aufklärung im Konvent aber auch zu Spannungen und Klosterflucht führte, zeigt nicht nur der Beitrag von Ernst Schütz. Stephan Deutingers Analyse des Widerstands gegen die obrigkeitlichen Feiertagsreduktionen seit den 1760er Jahren und der Streitschrift P. Gregor Puschs (1700–1783) macht deutlich, dass nicht nur eine antichristliche Aufklärung, sondern auch eine massive Reform von Frömmigkeitspraxis und kirchlichem Leben (vgl. L. A. Muratori) in den Klöstern damals weitgehend abgelehnt wurde.

Nicht immer sind die Einsichten der Einzelbeiträge im Sammelband vollständig aufeinander abgestimmt und mitunter könnte man auch einige Thesen kritisieren. Dennoch dokumentiert der Band, welches Potential eine Erforschung der Geschichte der Klöster hat, die das methodische Potential der modernen Geschichtsschreibung anzuwenden vermag. Dass auch anderen Klöstern diese Expertise zukommen möge, möchte man wünschen.

[2160]

*Klaus Unterburger*

WIRTH, LUKAS OSB (Hg.): Kloster Scheyern. 900 Jahre Benediktiner am Stammsitz der Wittelsbacher. – Regensburg: Pustet, 2019. – 824 S., geb., Festeinband mit SU, zahlr. farbige Abb. – ISBN 978-3-7917-3037-0.

Ein großer, gewichtiger, reich ausgestatteter, repräsentativer Band zur gesamten Klostergeschichte, von den „Anfängen“ bis zum „Kloster heute“! Nicht nur die Vielzahl gut ausgewählter, ansprechender Abbildungen, es sind vor allem die Beiträge so renommierter Fachleute wie Dieter J. Weiß (Die Memorialkultur der frühen Wittelsbacher in Kloster Scheyern, S. 78–117), Peter Segl (Scheyern im Hoch- und Spätmittelalter, S. 119–173) oder Klaus Unterburger (Reformationszeitalter bis zur Säkularisation von 1803, S. 175–207) – um nur drei von ihnen zu nennen –, die diesen Band zu dem historiographischen Standardwerk für Kloster Scheyern machen, nach dem man für lange Zeit greifen wird. Ein auch in seiner wissenschaftlichen Qualität überhaupt für die Klostergeschichtsschreibung mustergültiger Band!

[2161]

*Wolfgang Huber*

STEINER, THADDÄUS + (Bearb.) / IMMLER, GERHARD: Das Urbar des Hochstifts Augsburg von 1316. – Augsburg: Wißner, 2019 (= Veröffent. der Schwäb. Forschungsgemeinschaft, Reihe 5a / 4). – 168 S., geb. – ISBN 978-3-95786-202-0.

Das Urbar des Hochstifts Augsburg von 1316 ist das älteste erhaltene und gleichzeitig das einzige, das dessen gesamten Besitz umfasst. In jüngeren Urbaren werden immer nur die Besitzungen in einzelnen Regionen verzeichnet. Die Handschrift liegt heute im Staatsarchiv Augsburg (Signatur: Hochstift Augsburg MüB 365); vorher befand sie sich im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München (Signatur Hochstiftsliteralien Augsburg 365). Sie ist nach der Säkularisation



1802/1803 aus dem Bischöflichen Archiv Dillingen in das Allgemeine Reichsarchiv nach München gelangt und wurde von dessen Nachfolgeinstitution 1990 an das Staatsarchiv Augsburg übergeben. Das Urbar wurde bereits 1845 von einem unbekanntem Bearbeiter im Band XXXIV/2 der Monumenta Boica unter dem Titel „Urbarium Episcopatus Augustani de anno 1316“ veröffentlicht. Der Wert der Quelle war damit bereits im frühen 19. Jahrhundert erkannt worden.

Die Handschrift umfasst 29 Pergamentblätter im Format 31 cm Höhe und 21 cm Breite. Ein Einband der Handschrift hat sich nicht erhalten. Der Schriftspiegel der Handschrift ist bis auf einige Nachtragsseiten einheitlich mit jeweils 43 Zeilen pro Seite angelegt worden. Die Schreiberhände lassen sich nach dem Bearbeiter nur schwer voneinander unterscheiden, doch konnte er die Schreiberhände A – G und dazu noch eine von der Hand C geringfügig abweichende – also vielleicht eigenständige – weitere Hand C' feststellen. Weshalb die Schreiber mehrfach gewechselt haben, lässt sich aus der Handschrift nicht feststellen. Vielleicht sind die wechselnden Aufnahmeorte des Besitzes dafür verantwortlich. Ein Hauptanliegen der Neuedition war die genaue Bestimmung der in der Handschrift genannten Ortsnamen. Dieses ist in Südtirol nicht in allen Fällen gelungen.

Die Einführung in die Edition befasst sich nicht mit der gesamten Entwicklung des Besitzes. Doch wird diese in Tirol etwas näher betrachtet. Der dortige, erst im Hochmittelalter erwähnte Besitz hat sich vermutlich bereits seit karolingischer Zeit in augsburgischer Hand befunden. Doch wird die Entwicklung in den einzelnen Orten nicht geklärt, sondern nur in Absam und Thaur näher hinterfragt. Die Forschung hat hier in Zukunft die Möglichkeit, die Besitzentwicklung des Hochstifts weiter zu untersuchen.

Die Edition des Urbartextes ist nach den Richtlinien der Schwäbischen Forschungs-

gemeinschaft (vom 19. Febr. 2001) buchstabengetreu erfolgt. Dabei werden Satzanfänge, Namen und Titel im Sinne von Namenbestandteilen, Währungsnamen und Kalenderdaten konsequent großgeschrieben. Die Satzzeichen werden von der Handschrift übernommen, doch werden die Punkte weggelassen, die Zahlen oder Namen eingrenzen. Dagegen werden die schrägen Striche, hauptsächlich vor relativen Satzanschlüssen, weiter beibehalten. Bei Aufzählungen werden Kommata eingefügt. Im Text der Handschrift sind fol. 22v – 25r häufiger Textlücken festzustellen, die vermutlich zum Nachtragen von Getreidesorten und Währungen gelassen wurden. Diese Textlücken werden in der Edition mit [...] wiedergegeben, um die Unvollständigkeit zu zeigen. Übergeschriebene Vokale und das „geschwänzte z“ werden ebenfalls beibehalten, ebenso auch die lateinischen Zahlen. Für ½ wurde ein j mit hochgezogener Unterlänge eingefügt. Zur schnelleren Orientierung werden die Nummern der Blattseiten dort angegeben, wo der Text beginnt. Die Zeilenenden werden im Text durch senkrechte Striche (l) gekennzeichnet.

Nach dieser Einleitung beginnt die Edition. In ihr steht der Besitz in Südtirol um Bozen am Anfang, wobei eine genaue Anordnung für die Aufnahme anscheinend nicht bestanden hat. Die Besitzaufnahme ging nach Norden über den Brenner und Fernpaß sowie über den Raum um Innsbruck weiter ins östliche Allgäu. Auf fol. 6v wird mit Besitz in Denklingen bei Landsberg/Lech erstmals Besitz im heutigen Bayerisch Schwaben aufgeführt, um sich dann dem Hochstiftsbesitz bei Füssen und Bernbeuren zu widmen. Eine Gliederung der Aufnahme ist auch hier nicht zu erkennen, außer dass die Richtung weiter nach Norden ging: über Lechbruck in Richtung auf Zwieselberg im Ostallgäu und in die Umgebung von Füssen. Nach einem Abschnellen in den bayerischen Siedlungsbereich im Landkreis Weilheim-Schongau geht die Aufnahme zum Staffelsee und in die Gemein-

den im Landkreis Garmisch-Partenkirchen. Hier wird der Besitz im bayerischen Siedlungsbereich festgehalten, um dann weiter lechabwärts über den Landkreis Augsburg, die Umgebung von Schwabmünchen, die Stadt Augsburg, den Landkreis Dillingen bis in den Landkreis Donau-Ries, den Ostalbkreis und den Alb-Donau-Kreis vorzustoßen. Der Band schließt mit einem Quellen- und Literaturverzeichnis, der Erläuterung der benützten Karten, einer Erklärung der Maße, Münzen und Gewichte, besonderen Kalenderdaten, dem Glossar und einem Personen- und Ortsregister.

Es ist begrüßenswert, dass diese wichtige Quelle des alten Fürstbistums Augsburg jetzt im Druck vorliegt und damit leicht benutzt werden kann. Die landeskundliche Forschung hat mit dieser Edition einen weiteren Schritt gemacht und eine bedeutsame Quelle der Geschichte von Bayerisch-Schwaben breiten Forscherkreisen erschlossen. Es ist jetzt Aufgabe dieser Forscherkreise die Quelle auszuschöpfen und damit zu weiteren Ergebnissen der Frühgeschichte des Bistums Augsburg zu gelangen. [2162]

*Immo Eberl*

AGETHEN, Teresa: *Apographa epistolarum – Die Tegernseer Briefsammlung des 15. Jahrhunderts. Untersuchung und Regesten-Edition.* – Münster: Aschendorff, 2019 (= Diskurs und Gemeinschaft. Die Schriften Bernhards von Waging im Kontext der spätmittelalterlichen Reformprozesse. Kritische Edition – Erschließung – Rekonstruktion. Serie II: Untersuchungen 2 = Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinertums, N. F.). – 402 S., geb. – ISBN 978-3-402-10397-5

Vom zweiten Viertel bis ins letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhundert – unter seinen lange regierenden Äbten Kaspar Ayndorffer (Aindorfer, 1426–1461) und Konrad Ayrenschmalz (Ayrinschmalz, 1461–1492) erleb-

te das Benediktinerkloster Tegernsee eine Hochblüte seines geistlichen und geistigen Lebens und Wirkens, die ihm eine herausragende Stellung unter den bayerischen Klöstern, ja im geistigen und geistlichen Lebens Bayerns sicherte. Es wurde zum wichtigsten Träger der von der Universität Wien und vom niederösterreichischen Kloster Melk ausgehenden, vom italienischen Kloster Subiaco beeinflussten Reformgedanken. Nach der Visitation von 1426 begann der neu gewählte Abt Kaspar rasch mit der Verwirklichung der Reformforderungen. Unter ihm wuchs der Konvent, in den auch mehrfach ehemalige Wiener Studenten eintraten. Der bedeutendste unter ihnen dürfte Bernhard von Waging sein, Prior von 1452 bis 1465, Verfasser von Schriften über verschiedenste Themen und vielleicht wichtigster Teilnehmer an Diskussionen, die in Tegernsee zusammenliefen. Sein Werk hat in den letzten Jahrzehnten zunehmend Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ist inzwischen Gegenstand eines DFG-Langfristprojekts geworden, dessen erstes Ergebnis vor einigen Jahren in dieser Zeitschrift besprochen worden ist (ZBKG 85, 2016, 290–293).

Im Mittelpunkt des zweiten Bandes, der aus diesem Forschungsprojekt hervorgegangen ist, steht die in einer Handschrift der Bayerischen Staatsbibliothek München (Clm 19697) bewahrte Sammlung von Briefen und anderen Texten aus dem 15. Jahrhundert – neben den Briefsammlungen des Mönchs Froumund um 1000 (Clm 19412) und dem in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstandenen, durch die in ihm enthaltenen Liebesbriefe wie durch einen *Ludus de Antichristo* berühmte Miscellancodex Clm 19411 gewiß die kirchen- und kulturgeschichtlich bedeutendste Briefhandschrift aus Tegernsee. Auf 256 Blättern im Quartformat enthält sie – durchweg in Abschriften verschiedener Hände, von denen in neun Abbildungen Schriftproben gegeben werden (S. 379–383) – rund 450 Briefe, darunter etwa zehn Todesanzeigen (Teile von Totenroteln), zwei *lamentationes* (Klagelieder), drei *Avi-*

*samenta* (Ermahnungen), zwei päpstliche Bullen und zwei Suppliken, also Texte, die im weiteren Sinne den Briefen zugerechnet werden können, sowie im letzten Abschnitt (ab f. 199<sup>r</sup>) mehrere briefdidaktische Texte (*artes dictandi*) und zwei Reihen von etwa 50 und etwa 35 Musterbriefen, insgesamt wahrscheinlich Teil einer an der Universität Wien entstandenen Studienhandschrift, die sekundär zu der ursprünglichen Briefsammlung hinzugefügt wurde. Auch wenn ein Teil der in dieser enthaltenen Schreiben ebenso den Charakter von Musterbriefen haben mag oder als solche rezipiert wurde, sind ihre Inhalte doch so gewichtig, dass sie für die Geschichte des Klosters Tegernsee und seiner vielfältigen Außenbeziehungen in den Jahrzehnten vor und nach Mitte des 15. Jahrhunderts eine Quelle ersten Ranges darstellen und eine eingehende Erschließung verdienen.

Dieser Aufgabe hat sich Teresa Agethen in ihrer Münchener Dissertation mit großer Sachkenntnis und Sorgfalt unterzogen. Dabei steht zwar die quellenkundliche Analyse im Vordergrund; doch auch die inhaltliche Erschließung der Texte geht so weit, daß bereits gewichtige historische Erkenntnisse erarbeitet und die Grundlagen für jede weitere Arbeit über das Kloster und ihren historischen Kontext bereitgestellt werden.

Nach einer knappen, doch hinreichenden Einführung (S. 11–16) und Vorklärungen über die in den Quellen gebrauchte Terminologie, über Briefe und Briefsammlungen, echte Briefe und Musterbriefe sowie theoretische Traktate über das Briefschreiben (S. 17–23) gibt Agethen eine sorgfältige Beschreibung des Clm 19697 mit Hinweisen auf seine Rezeption in der Frühen Neuzeit (S. 24–34). Das Zentrum der Arbeit nehmen die nachfolgenden Regesten der ca. 450 Briefe von f. 1<sup>r</sup>–198<sup>v</sup> ein, die den Großteil der Handschrift bilden (S. 35–164). Jedes einzelne Regest ist nach einem festen Schema aufgebaut: Absender, Empfänger, Entstehungsort, Datum, Deskriptoren (aussagekräftige Stichwörter, die am

Ende des Bandes [S. 399–402] in einem Register erfasst sind, das als Sachregister der Briefe dient), knappgefasste Inhaltsangabe, gegebenenfalls Parallelüberlieferung, Anmerkungen, gegebenenfalls Edition und Sekundärliteratur. Die Regesten erschließen vorzüglich den vielfältigen Inhalt der Briefe und zeigen, welche Fülle an Informationen über die Verhältnisse in Tegernsee und anderen süddeutsch-österreichischen Klöstern, über die monastische Reformbewegung und über Unionsverhandlungen, über Visitationen und Probleme des Übertritts einzelner Religiösen, über den klösterlichen Alltag, gelehrte Interessen und vieles andere in den bisher kaum bekannten Texten steckt.

An die Regesten schließen sich Untersuchungen über die Briefsammlung an. Sie behandeln zunächst Parallelüberlieferungen in anderen Briefsammlungen: Clm 4432; Melk Cod. 778; Clm 18937; London, British Library MS Add. 21146; Melk, Cod. 1605, Clm 18610; Melk, Cod. 1767; Clm 14111 und andere, darunter zwei Autographen des Nikolaus von Kues und Bernhards von Waging (S. 165–197). Es folgt ein differenzierter Bericht über die verschiedenen Textsorten einschließlich der bereits oben erwähnten lehrhaften Texte von f. 199<sup>r</sup>–256<sup>v</sup>, die an der Universität Wien entstanden sind (S. 198–219).

Auf der Grundlage der sorgfältigen kodikologischen und inhaltlichen Analyse untersucht Agethen im umfangreichen vierten Kapitel (S. 220–318) die Tegernseer Briefsammlung unter verschiedenen Aspekten. Zunächst geht sie auf die Verbindung von Brieftheorie und Briefpraxis in Clm 19697 unter Vergleich einerseits mit anderen klösterlichen Briefsammlungen des 15. Jahrhunderts, andererseits mit den beiden älteren Tegernseer Briefsammlungen aus dem 10. und 12. Jahrhundert ein. Dabei behandelt sie die bereits in der Einleitung (S. 11) gestellte Frage, wie weit es sich um „echte Briefe“ oder um Musterbriefe handle. Sie kommt zu dem Ergebnis, „dass eine Unterscheidung zwischen authentisch-historischen Briefen

und Musterbriefen nur bedingt [soll heißen: begrenzt] im Bewusstsein der Zeitgenossen vorhanden war“; authentische Briefe wurden oft als Musterbriefe verwendet (S. 261). Die Briefsammlung in Clm 16697 darf und muss deshalb auch als ein „Dokument der Klostergeschichtsschreibung“ (S. 263) beachtet werden, da „viele der Briefe wertvolle Zeugnisse innerhalb der Klosterreformbewegung des 15. Jahrhunderts darstellen“ (S. 264). Auch wenn zahlreiche Briefe anonymisiert in die Sammlung aufgenommen wurden, zeigen vielfältige Spuren der Bearbeitung seit dem 15. Jahrhundert (spätere Zuordnung zu bestimmten Absendern, inhaltliche Zusammenfassungen, Erläuterungen, Verweise auf andere Briefe usw.), dass die Handschrift von Anfang an keineswegs nur als Muster des Briefschreibens, sondern ebenso aus Interesse an ihren Inhalten rezipiert worden ist (S. 265f). Dies wird in den folgenden Untersuchungen evident, in denen die Vfn. die Briefe als Dokumente der institutionellen und personalen Vernetzung von Kloster Tegernsee durch „Gebetsverbrüderung, Totengedenken, Freundschaften“ (S. 269–281), vor allem auch einer engen „Beziehung zum Kloster Melk“ (S. 282–292), behandelt und sie wenigstens andeutungsweise als Quelle für die beiden zentralen Personen der Briefsammlung, Abt Kaspar Ayndorfer und Prior Bernhard von Waging (S. 292–308) sowie für Alltagsfragen innerhalb und außerhalb des Klosters, für Reform und Bildung (S. 308–316) auswertet. Das Ergebnis ihrer Analysen zusammenfassend schließt sie mit Recht eine literarische Konzeption der Briefsammlung aus und spricht von einer „Doppelfunktion“ der Handschrift als Sammlung von Musterbriefen und als Zeugnis der klösterlichen *memoria* (S. 317f).

In einem fünften Kapitel (S. 319–357) konkretisiert sie diesen Memorialcharakter und wertet die Briefsammlung wenigstens punktuell als Zeugnis für die Stellung Tegernsees innerhalb der geistigen und religiösen Strömungen des 15. Jahrhunderts aus: innerhalb der monastischen Reformbewegung

und im Verhältnis zu Humanismus und *Devotio moderna*, wobei sie auch eine Reihe anderer zeitgenössischer Handschriften heranzieht. Ihre Ausführungen zu diesem Themenkreis sind aufschlussreich, vor allem was die Beziehungen zum Humanismus angeht, aber doch recht fragmentarisch. Es konnte freilich nicht die Aufgabe ihrer Arbeit sein, nach der kodikologischen, literaturwissenschaftlichen und inhaltlichen Analyse auch noch eine erschöpfende Untersuchung aller Briefe nach sachlichen Gesichtspunkten und ihre historische Auswertung zu geben. Allerdings versucht die Vfn. in einem letzten Kapitel („Schlussbetrachtung“, S. 358–361) auch bereits eine ganz kurze inhaltliche Würdigung der Briefsammlung, als deren Ziel sie „die historische Dokumentation der Einführung und Umsetzung der Melker Reform in Tegernsee“ bezeichnet (S. 358). Es überrascht, dass Agethen, die sich in ihrer Arbeit stets um begriffliche und methodische Präzision bemüht, am Ende ihres Buchs geradezu penetrant vom „Benediktinerorden“ und „benediktinischen Orden“ redet (S. 360), also in einer auch unter Benediktinern weit verbreiteten, aber nichtsdestoweniger falschen Terminologie. Das allein auf die Benediktsregel und nicht – wie die Zisterzienser – auch auf einen zusätzlichen Verfassungstext begründete Mönchtum hat trotz aller Bemühungen um Bildung von Verbänden (Kongregationen), am ausgeprägtesten im cluniazensischen Klosterverband, nie einen Orden im prägnanten Sinne gebildet, sondern besteht gemäß der Regel bis heute aus einzelnen, selbständigen Klöstern.

Doch dies nur nebenbei. Das vorliegende Buch ist eine gründliche, umsichtige, kenntnisreiche Untersuchung – für jeden, der sich mit den Handschriften aus Tegernsee beschäftigt und für alle weitere Forschung über Bernhard von Waging, sein Kloster und die Melker Reform künftig unentbehrlich. Sorgfältige Register der Personen, Orte, Briefe, Handschriften und der in den Regesten verzeichneten Sachen (Deskripto-

ren) erschließen seinen reichen Inhalt. Wer sich mit der bayerischen Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts beschäftigt, wird es mit Gewinn benutzen. [2163]

Ulrich Köpf

WÜST, WOLFGANG / MACHILEK, FRANZ (Hg.): Neunkirchen am Brand. Die Geschichte einer fränkischen Marktgemeinde. – St. Ottilien: EOS Editions, 2019. – 520 S., geb., zahlr. Abb. u. Pläne, Festeinband. – ISBN 978-3-8306-7958-5.

Ein gewichtiges Werk gilt es hier vorzustellen, versteht sich der Band doch nach Auskunft der Herausgeber als „eine Art *bis-toire totale*“ (S. 14) einer Marktgemeinde, der schon früh Zentralortfunktionen zuge-dacht waren und die aufgrund ihres ehemaligen Augustiner-Chorherrenstifts deutliche Spuren in der fränkischen Geschichte hinterlassen hat als Orte vergleichbarer Größe. Umfassend ist daher der Ansatz, mit dem die Herausgeber, der inzwischen emeritierte Inhaber des Lehrstuhls für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte an der Universität Erlangen, Wolfgang Wüst, und der ehemalige Leiter des Staatsarchivs Bamberg, Franz Machilek, an ihre Sache herangehen: Schon das vierseitige Inhaltsverzeichnis zeigt, dass von der Geographie bis zum Krippenbau offenbar alles Relevante berücksichtigt werden sollte.

Stellen wir daher zunächst die einzelnen Beiträge kurz vor, auch wenn sich eine Besprechung im Einzelnen schon aus Raumgründen verbietet: Tobias Chilla, Maren Teufel und Rupert Bäumler schildern eingangs knapp und für Nicht-Geographen gut verständlich die naturräumliche Lage des Marktfleckens. Die vorgeschichtliche Zeit wird dem Leser in einem hervorragend geschriebenen Aufsatz von Martin Nadler nahegebracht. Die Siedlungsnamen der heutigen Marktgemeinde einschließlich der Ortsteile und Flurnamen erklärt Dieter George, häufig unter Rückgriff auf die

Forschungen Dorothea Fastnachts. Es gelingt ihm dabei, trotz weitgehend fehlender schriftlicher Zeugnisse einen hochmittelalterlichen Zeithorizont für die Besiedlung des Schwabachbogens plausibel zu machen: Der Ortsname Neunkirchen am Brand erklärt sich so als der (im Gegensatz zum historisch weit älteren Königshof Forchheim) neue Kirch-(und damit Zentral-)Ort, der durch Brandrodung urbar gemacht wurde. Die (wenig spektakulären) Ergebnisse kürzlich durchgeführter Grabungen im Ortskern, dargelegt von Matthias Tschuch, ergänzen die sprachgeschichtlichen Überlegungen.

Neue Horizonte öffnet im Zusammenhang damit der Beitrag von Barbara Zach, die unter dem Stichwort „Archäobotanik“ über 1000 Pflanzenreste aus dabei ausgegrabenen Brunnen analysiert – auf der einen Seite methodisch faszinierend, auf der anderen Seite fragt man sich im Hinblick auf die Gesamtanlage des Buches, ob es gerechtfertigt sein kann, für die Vorstellung dieser Mikrostudie ebenso zehn Druckseiten aufzuwenden wie für die folgenden, vom Thema her eigentlich zentralen Aufsätze von Horst Miekisch über die Entwicklung Neunkirchens vom Dorf zum Markt (dem fast der Aufstieg zur Stadt gelungen wäre) bzw. über die Geschichte des erstmals im Ort befindlichen Augustiner-Chorherrenstifts, die in der Reformationszeit endete. Der Autor fasst darin die Ergebnisse seiner früher veröffentlichten umfangreichen Studien gekonnt zusammen, in denen er die zentrale Bedeutung des Stiftes für die Einführung der Raudnitzer Reform im süddeutschen Raum bereits herausgearbeitet hatte. Vielleicht wäre eine ausführlichere Darstellung der letzten Phase des Stifts im 16. Jahrhundert wünschenswert gewesen, um einen genaueren Einblick in die Geschehnisse zur Zeit der Reformation zu gewinnen. Damit korreliert ein weiterer grundlegender Beitrag über die Ausgrabungen im früheren Stift aus der Feder von Oliver Specht, der an den Stiftsgebäuden sechs Bauphasen plausibel macht.

Während der knappe Text von Klaus Rupprecht über Neunkirchen auf alten Karten eher ein Nebenthema abhandelt, bietet der Aufsatz von Günter Dippold gewohnt gekonnt einen konzisen Überblick über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Ortes und macht so dessen „Innenleben“ lebendig nachvollziehbar. Wolfgang Wüst, einer der Herausgeber, beschäftigt sich mit „Neunkirchen am Brand im Königreich Bayern“ – ihm gelingt es dabei, eher trockene Quellenreihen wie etwa die Rechnungsserie der Gemeindekasse in einer lebendigen Darstellung zum Sprechen zu bringen. Es mutet kurios an, wie etwa aus den Fremdenbüchern eines örtlichen Gasthofs die Installation des ersten Fernsprechanchlusses 1917 rekonstruiert werden kann.

Die Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus (im Text ohne Anführungszeichen als „Drittes Reich“ bezeichnet) schildert Andreas Stefan Hofmann und ordnet die regionalen Geschehnisse gekonnt in die allgemeine Reichsgeschichte ein. Deutlich wird dabei auch das bekannte Phänomen, dass in den vom katholischen Milieu geprägten Orten wie Neunkirchen die BVP in der Regel stets die absolute Mehrheit halten konnte, während im protestantischen Umland, etwa im Gemeindeteil Ermreuth am 5. März 1933, eine deutliche Zweidrittelmehrheit für die Nationalsozialisten stimmte. Bezüglich der Rolle des Ortsgruppenleiters und des Bürgermeisters ließen sich, so der Autor, Einzelheiten „nicht mehr ganz aufhellen“ – möge die „Linie“ der beiden so „gemäßigt“ gewesen sein, wie vom Autor angedeutet!

Elegant meistert der Direktor des Bamberger Diözesanarchivs Andreas Hölscher die Mammutaufgabe, die Geschichte der Pfarrei Neunkirchen auf knappem Raum zusammenzufassen: Er erklärt eingangs, dass diese durch bereits vorliegende Publikationen „ausreichend nachvollziehbar“ sei und beschränkt sich daher auf deren Schilderung aus der Perspektive der geistlichen Behörde, indem er die erhaltenen Visitationsberichte

methodisch geschickt auswertet, beginnend mit der Epoche der katholischen Reform. Eine vollständige Aufarbeitung sämtlicher denkbarer Quellen zur Pfarrgeschichte (immerhin ist das Pfarrarchiv seit 2017 mustergültig erschlossen) hätte auch wegen der damit lange Zeit verzahnten Bamberger Seminarstiftung wohl einen eigenen zweiten Band der vorliegenden Ortsgeschichte erforderlich gemacht.

Weitere Aufsätze setzen sich mit der Entwicklung des Ortes nach 1945 auseinander (Tobias Chilla, Hilmar und Robine Grimm, Toni Eckert) und behandeln die eingemeindeten Ortsteile (Max Wagner, Marc Holländer, Rolf Kießling), wobei jeweils auch die Reformationsepoche beschrieben wird, sowie die Schulgeschichte (Horst Miekisch). Werner Stiller schildert die Historie der evangelischen Kirchengemeinde, die im Jahr 2016 1832 Seelen zählte, als eine Geschichte von Zugezogenen nach dem Zweiten Weltkrieg. Ihre stetige Aufwärtsentwicklung (1996 wurde eine eigene Pfarrstelle eingerichtet) gipfelte im Jahr 2000 in der Einweihung der auch architektonisch interessanten Christuskirche. Die jüdische Gemeinde Ermreuth, die zeitweise über die Hälfte der Bevölkerung des Ortes ausmachte und an die heute die wieder hergestellte Synagoge des Ortes erinnert, wird von deren Leiterin, Rajaa Nadler, vorgestellt.

Den bei weitem umfangreichsten Beitrag des Sammelbands hat der Leiter des Bamberger Diözesanmuseums Holger Kempkens beige-steuert, der sich auf 74 Seiten mit der Kunstgeschichte der Sakralbauten des Stiftes auseinandersetzt und dabei nicht nur einen Überblick, sondern eine umfassende Aufarbeitung und Einordnung der Kunstwerke vorlegt. Als weiterführende Erkenntnisse dieses bemerkenswerten Aufsatzes seien beispielhaft die bisher unbeachtet gebliebenen Entwürfe für die Ausmalung der Hl.-Grab-Kapelle genannt oder die vom Autor entdeckte „Signatur“ Giovanni Bonalinos an deren Westportal. Wenigstens hingewiesen sei auch darauf, dass Kempkens aus sti-

listisch-baugeschichtlichen Überlegungen heraus eine Variante zu den bisher angenommenen Bauphasen vorschlägt.

Den Abschluss des Aufsatzteils bilden Beiträge über die Handschriften des Chorherrenstiftes (Horst Miekisch), die Karfreitagsprozession sowie die Flurdenkmale des Ortes (Sibylle Ann), das Vereinswesen (Max Wagner), die Trachtenkultur (Ingeborg Fuhrmann-Hoffmann) und den Krippenbau (Ernst G. Wölfel). Unter den abschließenden (Kurz-)Biographien zu Neunkirchener Persönlichkeiten sticht neben dem Beitrag von Peter Lichtenberger über den Künstler Felix Müller (1904–1997), der mit vielen Werken im Bereich der Erzdiözese Bamberg vertreten ist, sicher der Aufsatz von Franz Machilek über den bayerischen Landeshistoriker Max Spindler (1894–1987) heraus, der seinen Lebensabend im Ort verbrachte: Eine Hommage des Schülers an den Meister, die viele bisher unbekannt Facetten dieses Mannes, „der Halt und Richtung geben konnte“ (S. 452) herausarbeitet und das vorliegende Buch vollends für die überregionale Geschichtsschreibung interessant macht. Ein Quellenanhang schließt den Band ab.

Was bleibt nach der Lektüre dieser 520-seitigen Ortsgeschichte kritisch anzumerken? Zunächst einmal: Der Band hätte gerade wegen seiner Opulenz eine durchsetzungsfähigere Redaktion verdient gehabt. Nicht alle Kleinigkeiten, die dem Rezensenten aufgefallen sind, sollen hier genannt werden, aber es fällt sofort ins Auge, dass an vielen Stellen die Illustrationen eine sehr schlechte Auflösung besitzen und dadurch den Wert des Bandes deutlich herabsetzen. Manche Aufsätze werden von keiner Illustration begleitet, während andernorts Abbildungen wiederholt werden (z. B. S. 90 u. 299 bzw. 316 u. 426). Die Bildunterschrift bei Abb. 6, S. 458 ist falsch, S. 150 fehlen die Anmerkungen 59 f. Kleinere Mängel in den Beiträgen – man kennt es als Autor, dass man beim x-ten Durchlesen des eigenen Textes die einfachsten Fehler nicht mehr sieht – hätten eigentlich der Redakti-

on auffallen müssen (S. 45: recte Heinrichs IV. statt Heinrichs II.; S. 71: recte 1007 statt 2007; S. 72: Lichtmess recte 2. Februar statt 6. Januar; S. 326: recte DELICIAE, vgl. Abb. 55), genauso wie manche Trennfehler (z. B. S. 74: Pro-pst). An zwei Stellen (S. 90 u. S. 257) heißt es, das Bamberger Priesterseminar sei 1585 gegründet worden – der Rezensent, ein Absolvent dieser altehrwürdigen Einrichtung, erinnert sich aber, dass die Festschrift zum 400-jährigen Jubiläum nicht ohne Grund 1986 erschien (vgl. recte S. 164 mit Anm. 15). Ob ein zumindest missverständlicher Satz wie: „Auf Geheiß Bischof Johann Georg II. Fuchs von Dornheim (reg. 1623–1633), dessen Vorgänger Johann Gottfried I. von Aschhausen (reg. 1609–1622) durch Weihbischof Friedrich Förner (reg. 1612–1630) die päpstliche Erlaubnis zur Reformation[!] des Bistums erhalten hatte, wurde ein Verzeichnis der Altgläubigen und Reformierten[!] in der Pfarrei Neunkirchen erhoben“, hat stehenbleiben müssen (S. 209), sei dahingestellt.

Schwerer wiegen Anfragen, die eher konzeptioneller Natur sind: Als Ortsfremder vermisst man einen aktuellen Ortsplan sowie eine Umgebungskarte (ideal: auf den Umschlaginnenseiten), um die Angaben z. B. des Artikels über die Ortsteile nachvollziehen zu können, die Gemeindegürgern natürlich automatisch klar sind. Während manche Beiträge (z. B. zum Krippenbau) vermutlich der Rücksichtnahme auf örtliche Personenkonstellationen zu verdanken sind, wäre aufgrund der regionalen Bedeutung bei anderen Themen (z. B. den Sonderkulturen im Obstbau) ein eigener Aufsatz wünschenswert gewesen, so wie es vorbildlich beim Thema der Trachten geschehen ist. Das offenbar durchaus vorhandene Material zur Schulgeschichte des 19. und 20. Jhds. wurde nicht ausgewertet (vgl. S. 259), und auch die Kirchengeschichte der Neuzeit hätte (wie bereits angemerkt) noch viel mehr Stoff geboten, der relativ wenig Berücksichtigung fand. Schade auch, dass einzelne Beiträge nicht den Tiefgang aufweisen,

den man hätte erreichen können – zumindest in diesen Punkten wird das Buch dem selbst erhobenen Anspruch einer „*bistoire totale*“ wohl nicht ganz gerecht. Etwas unmotiviert wirkt auch der Quellenanhang: Während in manchen Beiträgen Quellentexte in toto zitiert werden, die gut im Anhang Platz gefunden hätten (z. B. S. 227 f.), findet man dort eine willkürlich erscheinende Zusammenstellung von Texten, deren Zweck nicht ganz klar wird, weil in den Aufsätzen nicht darauf Bezug genommen wird. Im Fall der Predigt Franz Ludwigs von Erthal (S. 480–482) beispielsweise fehlt die Angabe des Fundorts (man kann ihn sich aus S. 261, Anm. 29 jedoch indirekt erschließen), und in den beiden Aufsätzen, in denen die Visitation Erthals erwähnt wird, wird nicht auf die Quelle im Anhang hingewiesen. Wenn man den Text schon abdruckt, wäre auch ein begleitender Kommentar schön gewesen. Demgegenüber gewinnt der Band durch das Personen- u. Ortsregister, noch perfekter wäre natürlich ein Sachregister gewesen.

Die genannten Mängel können das Verdienst der Herausgeber und Autoren natürlich nicht schmälern, eine anspruchsvolle und Maßstäbe setzende Ortsgeschichte vorgelegt zu haben, der nicht nur aufgrund der vielfältigen regionalen Bezüge eine weite Verbreitung in den Neunkirchener Familien zu wünschen ist, sondern die auch wegen der vorgestellten neuen Forschungsergebnisse etwa zu Max Spindler oder zur Kunstgeschichte des Chorherrenstifts eine breite Rezeption verdient hat.

[2164]

Norbert Jung

LAUSSER, HELMUT: St. Martin zu Kaufbeuren. Zur Geschichte einer schwäbischen Pfarrkirche. – Thalhofen: Bauer, 2018 (= Kaufbeurer Schriftenreihe 18). – 320 S., geb., zahlr. farbige Abb., Festeinband. – ISBN 978-3-95551-100-5.

Auf diesen mit schönen Fotos und historischen Abbildungen reich ausgestatteten

Band sei nur kurz hingewiesen. Der Autor bietet mit dieser „Geschichte einer Pfarrkirche“ nichts weniger als eine Kultur- und Kirchengeschichte der ganzen, seit der Reformationszeit bikonfessionellen Reichstadt. Dabei ist alles sorgfältig dargestellt und genau belegt.

Vorbildlich und allen Interessierten mit Nachdruck empfohlen!

[2165]

Wolfgang Huber

HÖNLE, XAVER: Zur Geschichte der Pfarrkirche und Pfarrgemeinde St. Salvator Nördlingen von 1381 bis 2016. – Regensburg: Schnell & Steiner, 2019. – 464 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-7954-2418-3.

Quellen und Fakten zur Geschichte von St. Salvator, die geformt ist von ihren Seelsorgern, eingebettet in das Alltagsleben der Stadt, begleitet, beeinflusst und teilweise geprägt von Entscheidungen der Kaiser und Reichstage, der bayerischen Könige und deren Regierungen, des bischöflichen Ordinariats sowie von wichtigen Beschlüssen und Ereignissen in der Pfarrgemeinde St. Salvator und in der Stadt Nördlingen.

Ein prächtiger Band mit vielen Abbildungen: die Geschichte der katholischen Pfarrei St. Salvator in Nördlingen. Der Verfasser und Sammler ist Schulamtsdirektor i. R. und selbst Glied der beschriebenen Gemeinde. Stadtarchivar Dr. Wilfried Sponsel dankt ihm im Vorwort für den „immensen Zeitaufwand der Erarbeitung einer Chronik“ (S. [5]). Als „Quellen“ dienen dem Autor viele ältere Darstellungen zur Geschichte Nördlingens und zu einzelnen Personen. Erst in der jüngeren Vergangenheit greift er auf Zeitungsberichte und ähnliche örtliche Überlieferungen zurück.

Hönle entscheidet sich methodisch für einen Aufbau entlang einer „Zeitleiste“ von der Frühzeit bis in die Gegenwart. Hier werden die wichtigen Daten verzeichnet, die dann in der breiteren Spalte (unter den Stich-



worten „Ereignis – Beschreibung – Erläuterungen“) dargestellt werden.

Seine umfangreiche Chronik setzt ein mit den Anfängen der Freien Reichsstadt Nördlingen, dem römischen Kastell vor 233 n. Chr. und dann der ersten urkundlichen Nennung von Nördlingen als karolingischer Königshof. Vf. hat zusammengetragen, was er aus der frühen Geschichte der Stadt aufspüren konnte. Insofern greift er mit seiner Darstellung weit hinaus über die Geschichte von St. Salvator. Er beruft sich dazu auf andere Publikationen. Als eigentlichen Beginn der Geschichte der Kirche St. Salvator beschreibt er das Hostienwunder von 1381, da an der Stelle, an der sich dies ereignet hatte, 1385 eine Kapelle errichtet wurde. Die erreichbaren einzelnen Daten werden aufgelistet. Ab 1400 ist die Kirche Wallfahrtskirche und wird mit einem Kloster des Karmelitenordens verbunden, das Papst Bonifaz IX. im Januar 1401 bestätigt. Dies Kloster besteht bis 1562, also etliche Jahre über die Reformation hinaus, ähnlich wie Klöster in anderen Städten erst geschlossen wurden, wenn der letzte Einwohner nicht mehr da war.

Am Vorabend der Reformation entsteht von der Hand des Sebastian Taig ein prachtvoller Altar für die Karmelitenkirche, den der Vf. aus erhaltenen Teilen erläutert und skizzenmäßig zusammenstellt; Teile daraus findet man heute nach wechselvoller Geschichte an sehr verschiedenen Standorten, u.a. auch in der evangelischen Kirche St. Georg. Der Prior des Karmelitenklosters Caspar Kantz öffnet sich für die Reformation. Deswegen blendet der Vf. an dieser Stelle in die Nördlinger Zeitleiste die wichtigsten Daten der Wittenberger Reformation in ihrer Bedeutung auf Reichsebene ein. Ein Seitenblick auf benachbarte, zur Reformation übergegangene Territorien (Brandenburg-Ansbach-Bayreuth, Nürnberg, Weißenburg, Schwäbisch Hall) kommt dabei nicht vor. Die Reformation wird an vielen Stellen des Buches nicht durch authentische Texte – dies nur von Fall zu Fall – sondern durch Zeugnisse aus altgläubigen Quellen darge-

stellt. Sie erscheint dadurch oft als Angriff auf das Bestehen der katholischen Kirche. Prior Caspar Kantz tritt 1523 aus dem Kloster aus und heiratet, was Missfallen erregt, wie man das aus vielen anderen Fällen auch weiß. Er verlässt die Stadt, kehrt jedoch auch wieder zurück. Sein in evangelischen Kreisen sehr geschätztes Buch über die evangelische Messe in deutscher Sprache, die den Empfang der Kommunion unter den beiden Gestalten von Brot und Wein vorsieht und die Messe aus reformatorischer Sicht darstellt, hat ihn über Nördlingen hinaus bekannt gemacht. Das „Trosthüchlein für die Sterbenden“, das reformatorische Theologie spiegelt, erschien ebenso 1524. Dass diese Druckschriften von Kantz – Hönle bildet deren Titelblätter ab – historisch dadurch besonders bedeutsam sind, dass er sie vor Luthers „Deutscher Messe“ und vor den entsprechenden Gottesdienstordnungen in Nürnberg geschrieben und praktiziert hat, wird leider nicht deutlich gemacht. Auch spezielle Literatur darüber wird nicht erwähnt. 1522 kommt Theobald Billican (Gellacher) nach Nördlingen. In der evangelischen Kirchengeschichtsschreibung – das sei hier angemerkt – wird Billicans Ankunft als Beginn der Reformation am Ort gedeutet. 1536 wird der katholische Gottesdienst auch im Kloster eingestellt. In Nördlingen hat damit die reformatorische Lehre überall Geltung erlangt. Mit der Berufung von Kaspar Loner, der 1544 auf Empfehlung von Philipp Melanchthon aus Naumburg nach Nördlingen kommt, vollzieht sich in der Sicht von Hönle die offizielle Hinwendung der Stadt zur Reformation. 1545 trennt sich der Rat vom Augsburger Bischof und übernimmt selbst nach dem Vorbild anderer evangelischer Städte die Verantwortung für das Kirchenwesen der Stadt. Erst der Augsburger Religionsfriede ermöglicht nach dem auferlegten „Interim“ die endgültige und bleibende Einführung der Reformation in der Reichsstadt. Der Vf. stellt diese Entwicklung so dar, dass erst 1555 die Einführung der Reformation endgültig gewor-

den sei: „Die Durchführung der Reformation in Nördlingen bestimmt also nicht das gemeine Volk, sondern mit Unterstützung der Geistlichkeit ausschließlich der Rat der Reichsstadt Nördlingen. Dem protestantischen Bekenntnis gehören nun der Rat und die gesamte Bürgerschaft der Reichsstadt an. In Nördlingen kann fortan bis 1803 nur Bürger sein oder werden, wer protestantisch ist. Jede Hoffnung auf eine Wiederkehr der öffentlichen katholischen Religionsausübung erlischt damit über nahezu 250 Jahre“ (S. 88). Dennoch wird für katholische Häuser in der Stadt eine nichtöffentliche Feier der Messe erlaubt. Diese Häuser listet Hönle auf. Katholische Christen werden auf die Kirchen in Kleinerdingen und Reimlingen verwiesen. Hönle bewertet das Weiterbestehen katholischer Frömmigkeit in der Reichsstadt hoch. Auch in protestantischen Darstellungen wird eingeräumt, dass es in der Stadt noch über 1522 hinaus katholische Einrichtungen gab. Wie in anderen Städten auch, lebten in den Klöstern letzte Einwohner im katholischen Glauben weiter. Der letzte Klosterinsasse in der Stadt verlässt sein Kloster 1562. Der Gang durch die Geschichte entlang der Zeitleiste bringt es mit sich, dass auf historisch als wichtig einzustufende Stationen nicht genauer im Detail eingegangen wird.

Dies sticht ins Auge, wenn man bedenkt, dass die Reformation in der Freien Reichsstadt mehr als nur ein Datum auf der Zeitleiste ist. Denn sie ist letzten Endes die Ursache für die völlige Veränderung der Verhältnisse. Ebenso dass im neu gebildeten Königreich Bayern nach 1806 aus politischen Gründen, die im ganzen Land gelten und gehandhabt werden, der paritätische Staat auch für die katholische Minderheit in Nördlingen neue Bedingungen bereitstellt, die dann vor Ort umgesetzt werden, ist ein Einschnitt, der für die Gemeinde völlig neue Bedingungen schafft. Solche Einschnitte hätten deutlicher hervorgehoben und auch in ihrer landesweiten Bedeutung wenigstens andeutungsweise reflektiert werden können und dadurch bes-

sere Überblicke erlaubt. Was in Nördlingen für die katholische Minderheit galt, war ja auch in altbayerischen und katholischen Gebieten für die Protestanten der gleiche Fall, weil der paritätische Staat das zu Beginn des 19. Jahrhunderts so gewollt und gelenkt hat.

Die örtliche Ereignisgeschichte ab Beginn des 19. Jahrhunderts nach der prinzipiellen Öffnung für eine katholische Ortschaft im paritätischen Königreich wird detailliert vorgeführt. Am 2. Mai 1826 wird die Schenkungsurkunde der St. Salvatorkirche vonseiten der protestantischen Kirchengemeinde an die katholische Kirchengemeinde der Stadt unterschrieben. Die in schlechtem Bauzustand befindliche und wenig benutzte „Herrgottskirche“ wird jetzt katholische Pfarrkirche. Im September 1826 betritt erstmals nach der Reformation ein katholischer Bischof wieder die Stadt. Von da an ist die Chronik entlang der Zeitleiste ausschließlich die Chronik der Pfarrgemeinde St. Salvator. Die Beachtung sonstiger Ereignisse im christlichen Leben der Stadt tritt völlig zurück. Beachtung findet, dass ein neuer, jedoch althehrwürdiger Altar 1827 für St. Salvator in Nördlingen erworben worden ist. Er war vor der Reformation als Stiftung für die St. Michaelskirche in Fürth angefertigt worden, stand dort bis 1815 und wurde dann verkauft. Man empfand ihn im Fürth des frühen 19. Jahrhunderts wegen seiner Heiligendarstellungen als „katholische“ Ausstattung der Kirche und trennte sich deshalb davon. Ein Nürnberger Kunst- und Antiquitätenhändler hat den Altar erworben und nach Nördlingen weiterverkauft. Das ist ein schönes Beispiel dafür, dass es in Franken und Schwaben keinen „Bildersturm“ gab, der wertvolle Kirchenausstattungen zerstört hätte, sondern dass die wertvollen Altäre als Kunst geachtet wurden, wenn sie auch für den evangelischen Gottesdienst als unbrauchbar eingestuft wurden. Eine ausführliche Beschreibung der Weihe von St. Salvator nach dem Abschluss der Renovierungen wird abgedruckt. Die früheren Namen Karmelitenkirche oder „Herrgottskirche“ wer-

den jetzt endgültig abgelöst durch den Namen St. Salvator. Die katholischen Feste wie Fronleichnam werden wieder eingeführt, wenn auch die Erlaubnis zur Prozession beim Rat nur schwer zu erreichen war.

Ab 1868 wirken die Franziskanerinnen von Maria Stern in Augsburg in der Schulbildung der katholischen Jugend in der Stadt. Der Stadtrat hat das nur zögerlich bewilligt, aber die Bestätigung durch König Ludwig II. von Bayern macht das Bestehen der Einrichtung fest. Sie wird später erweitert und hat einen festen Platz im Leben der Stadt gewonnen. Infolge des 1. Vatikanischen Konzils kommt es in Nördlingen zur Bildung einer altkatholischen Gemeinde ab 1871. Der katholische Stadtpfarrer wendet sich gegen diese Gruppe, während die Presse und der Stadtrat sie begünstigen. Die Altkatholiken halten in der Spitalkirche ihre Gottesdienste.

Hönle hat sein Werk mit großem Horizont begonnen und dadurch die Vorgeschichte von St. Salvator breit dargelegt. Je näher er der Gegenwart kommt, desto deutlicher konzentriert er sich auf die Ereignisgeschichte dieser katholischen Pfarrei und ihres unmittelbaren Umfelds. Die Pfarrer werden beschrieben und mit Bildern vorgestellt. Der Besuch von Bundespräsident Theodor Heuss, der ein Nachkomme von Caspar Kantz gewesen ist, wird mit Bildern und Berichten festgehalten. Der Nachdruck von Zeitungsberichten kann in dieser Phase dem Chronisten als Informationsquelle zur Weitergabe dienen.

Im ökumenischen Zeitalter und unter streng historischen Gesichtspunkten hätte das Umfeld, die überwiegend evangelische Stadt, gelegentlich offener in den Blick treten können – und das nicht allein bei den Streitpunkten, wie etwa der Genehmigung der Fronleichnamsprozession um 1900 oder der Kirchennutzung von St. Salvator durch die evangelische Gemeinde während einer Renovierungsphase von St. Georg.

Als Anlagen beschließen den umfangreichen großformatigen Band die Abbildungen

von wichtigen Dokumenten, Bildern und sehr wertvollen Kunstschätzen. Beim Verlag Schnell & Steiner weiß man, wie solche Bände gut zu gestalten sind. Literaturverzeichnis und Stichwortverzeichnis (Sachregister) runden den Band ab. St. Salvator kann stolz sein auf diesen Prachtband. [2166]

*Rudolf Keller*

**ROTTER, PATRICK:** Religiös geprägte Lebenswelt in der Reichsstadt Dinkelsbühl von 1350 bis 1660. – Hamburg: Dr. Kovač, 2017. – IX + 481 S., brosch. Abb. – ISBN 978-3-8300-9644-3.

Die vorliegende Studie ist die Druckfassung einer an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg eingereichten und angenommenen Dissertation. Im einleitenden Kapitel formuliert Rotter die bereits im Buchtitel anklingende Grundfrage: „Unter welchen Bedingungen und auf welche Art und Weise wurden Alltag und Lebenswelt der Bewohner Dinkelsbühls in vor- und nachreformatorischer Zeit durch die Religion geprägt und beeinflusst?“ Er stellt dann in den folgenden drei kürzeren Kapiteln die Schrift- und Bildquellen vor, die er analysieren will, und gibt einen Überblick über die Geschichte der Stadt und die Einwohnerschaft im Untersuchungszeitraum.

Drei umfangreiche Hauptkapitel der Studie rekonstruieren – basierend auf den Erkenntnissen historisch-anthropologischer Forschung – zentrale Momente der von Religiosität geprägten Lebenswelt der Dinkelsbühler. Zunächst handelt der Autor von den religiösen Gemeinschaften, den Kirchen und Kapellen, den Künstlern religiöser Bildwerke, daraufhin von der Einführung der Reformation und den katholischen Reforminitiativen in der Stadt. Ferner geht es um diverse Aspekte des Einflusses von Religion auf die Lebenswelt der Dinkelsbühler Bevölkerung und schließlich um Formen der gelebten Frömmigkeit.

So begrüßenswert es auf den ersten Blick schien, eine auf dem neuesten Forschungsstand erarbeitete und thematisch umfassende Studie über die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Kirchengeschichte der schwäbischen Reichsstadt Dinkelsbühl vorliegen zu haben, so ernüchtert legt man diese Neuerscheinung wieder aus der Hand.

Wenig überzeugend und noch weniger ausgewogen springt die Darstellung zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert ohne überzeugendes Epochenkonzept hin und her. So hängt die zeitliche Erstreckung der Untersuchung einzig an den erhaltenen Artefakten und Quellen, die der Reihe nach angeführt werden. Die Darlegungen zu den einzelnen Quellen und Sachzeugnissen erschöpfen sich meist in inventarisierenden bzw. rein referierenden Bemerkungen; dazu kommt, dass große Teile der Studie mit Quellen- und Literaturzitatzen gepflastert sind. Streckenweise sind die Ausführungen sehr pauschalisierend, so dass man geneigt ist, doch lieber auf die älteren, fundierten Studien von Christian Bürckstümmer (1914/15), Josef Seubert (1971) und Paul Warmbrunn (1983) zurückzugreifen. Auch werden von Rotter die räumlichen Grenzen des Untersuchungsgebiets nicht konsequent herausgearbeitet. Neben Quellen und Überresten aus der Stadt Dinkelsbühl werden auch solche aus dem ehemals reichsstädtischen Landgemeinden (z.B. Sinbronn, dies aber unter ansbachischem Kirchenregiment stehend), aber häufig auch aus weiteren benachbarten Orten herangezogen, ohne Rechenschaft über die genauen Verhältnisse abzulegen (unter anderem wird mehrfach auf Dürrwangen Bezug genommen, das zwar im späten Mittelalter zum Dinkelsbühler Landkapitel, aber nie zur Reichsstadt Dinkelsbühl [siehe Buchtitel!] gehört hat, sondern seit dem 15. Jahrhundert unter der Territorialhoheit der Oettinger Grafen stand). Auffallend häufig führt Rotter – sobald die Quellendichte in seinem Dinkelsbühler Untersuchungsraum nachlässt – die Verhältnisse aus der südlich benachbarten Reichs-

stadt Nördlingen an. Hier hätte man sich gewünscht, dass dieser vergleichende Ansatz nicht nur an beliebigen Stellen der Untersuchung punktuell eingeflochten wird, sondern ggf. methodisch sauber in einer durchgängig komparatistischen Betrachtungsweise durchgeführt worden wäre.

Es fehlt weitgehend die kritische Auseinandersetzung mit wichtigen Paradigmen der neueren Historiografie und Kirchengeschichtsforschung: dies betrifft sowohl Fragen zur Stadtgesellschaft an der Epochenwende vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit – etwa eine Diskussion der Konzepte von „normativer Zentrierung“ (Berndt Hamm) und „von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung“ (Peter Moraw) am Dinkelsbühler Beispiel – oder auch die Frage nach „Umbruch und Kontinuität“ im Prozess der Reformation (Thomas Kaufmann/Volker Leppin) vor Ort. Ferner fehlt eine systematische Diskussion der Faktoren, die den besonderen Nährboden der urbanen Gesellschaft vor dem Hintergrund des religiösen Wandels im 16. Jahrhundert („Reichsstadt und Reformation“, Bernd Moeller) ausmachen. Außerdem wird nichts zur Bedeutung der „Konfessionalisierungsprozesse“ unter den spezifischen Bedingungen der Bikonfessionalität sowie zur Rolle der gerade nicht unter dieses Paradigma fallenden Besonderheiten in Dinkelsbühl gesagt (zum Beispiel: konfessionelles Dissimulieren oder transkonfessionelle Momente usw.). Somit fehlt die Einbindung wichtiger Problemstellungen und Ergebnisse der neueren und neuesten allgemein- und kirchengeschichtlichen Forschung in die vorliegende Untersuchung. Dagegen verarbeitet und zitiert der Autor häufig veraltete Literatur (z.B. den Augsburger Bistumshistoriker Anton Steichele). Im Übrigen kompiliert Rotter über weite Strecken lediglich die zahlreichen, verstreut publizierten und überwiegend nur in regionalgeschichtlichen Organen zugänglichen Beiträge eines zeitgenössischen Lokalhistorikers und genauen Kenners der Dinkelsbühler Stadtgeschichte (Gerfrid Arnold).

An die Adresse von Verlag und Lektorat gehen vor allem drei Kritikpunkte. (1.) Die rund 200 schlecht reproduzierten, ausschließlich schwarzweiß wiedergegebenen und meist viel zu klein abgedruckten Abbildungen verfehlen weitgehend ihren Zweck zu illustrieren. (2.) An zahlreichen Stellen sind Absätze, Zeilenumbrüche und Worttrennungen fehlerhaft gesetzt. Was vielleicht

ein- oder zweimal passieren kann, lässt in dieser Häufigkeit auf eine schlampige Betreuung des Manuskripts schließen. (3.) Der (womöglich aus Kostengründen?) erfolgte Verzicht auf ein Personen-, Orts- und Sachregister ist gerade bei einer solchen Thematik ein verlegerisches Unding. [2167]

*Andreas Gößner*

### 3.2. 16./17./18. Jahrhundert (Nr. 2168–2174)

Kümper: Zwischen Landesherren und Laienkelch [Wasserburg, Reformation] (Huber) (Nr. 2168) – Kümper / Fischer: Quellen zur Kaufbeurer Reformationgeschichte (Huber) (Nr. 2169) – Henker u.a. (Hg.): FürstenMacht ... Reformation und Gegenreformation ... Pfalz-Neuburg (Huber) (Nr. 2170) – Laschinger (Hg.): Glaube und Herrschaft. Amberg und die Reformation (Keller) (Nr. 2171) – Wappmann: Regensburger Pfarrerbuch (Leeb) (Nr. 2172) – Kohlschein / Zeißner (Hg.): Gottesdienst im Bamberger Dom ... 1730 (Kerner) (Nr. 2173) – Herzog / Schmidt (Hg.): Katholische Aufklärung im Benediktinerreichsstift Irsee (Unterburger) (Nr. 2174)

**KÜMPER, HIRAM:** Zwischen Landesherren und Laienkelch. Evangelische Bewegung und Gegenreformation in Wasserburg am Inn. – Wasserburg am Inn: Heimatverein (Historischer Verein), 2017 (= Sonderband der Schriftenreihe Heimat am Inn). – 148 S., kart., zahlreiche Farbabb. – ISBN 978-3-943911-13-8.

Altbayern, ein treuer Hort des römischen Katholizismus, gleichsam von Natur aus immun gegen Luthers evangelische Botschaft – diese Mär geistert noch immer in der gemeinen Öffentlichkeit herum, auch außerhalb Bayerns. Der genaue Blick lehrt das Gegenteil, so auch diese regionalhistorische Forschungsarbeit, initiiert durch eine Preisauslobung des Heimatvereins in Zusammenarbeit mit der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde und dem Stadtarchiv Wasserburg am Inn anlässlich des Reformationsjubiläums. Ihr Autor, Professor für die Geschichte von Spätmittelalter und Früher Neuzeit an der Universität

Mannheim, hat neben den gedruckten Quellen und der Forschungsliteratur noch einmal intensiv die archivalische Überlieferung ausgewertet.

Über mehr als 50 Jahre lassen sich Spuren einer starken evangelischen Bewegung in der prosperierenden bayerischen Handelsstadt am Inn nachweisen. Diese forderte aber immerhin die Münchner Landesherren zu massiven Eindämmungsmaßnahmen gegen die von Wittenberg ausgehende Reformation heraus. Kümper geht allen noch greifbaren Spuren nach und bietet eine perspektivenreiche und tiefenscharfe Darstellung, die er souverän in die größeren historischen und theologiegeschichtlichen Zusammenhänge einordnet. Eine evangelische Bewegung in Wasserburg, die auf die von Wittenberg ausgehenden theologischen Impulse reagierte, lässt sich spätestens 1523 nachweisen – dabei „nimmt“ doch in Bayern, so Kümper, bereits 1522 „die Gegenreformation Gestalt an“, nicht durch Repräsentanten der römischen Kirche, sondern durch die energische Man-

dats- und Unterdrückungspolitik der Landesherren. Kümper zeichnet eine farbenreiche Bilderfolge. Er geht zunächst auf den jüdischen Konvertiten Antonius Margaritha ein, der sich um 1521 in Wasserburg hat christlich taufen lassen, sowie auf den rein weltlichen Ketzer-Prozess gegen drei „lutherische“ Hilfsgeistliche im Jahr 1523, von denen einer als Schismatiker mit dem Tod, die beiden anderen mit lebenslänglicher Haft bestraft wurden. Kümper erinnert auch an das Aufkommen der sog. Täufer 1527/28 in Wasserburg – allerdings ohne diese näher zu kennzeichnen, nämlich als Apokalyptiker im Gefolge Hans Huts, was für ein besseres Verständnis hilfreich gewesen wäre. Die Jahre von etwa 1530 bis 1552 stellt Kümper unter die Überschrift „Kommunaler Eigenwille und konfessionelle Indifferenz“. Der letztere Begriff wird in der Darstellung nicht recht deutlich. Gemeint ist aber sicher nicht (pejorativ) „Gleichgültigkeit“. Die Einführung der Reformation in Regensburg und dann vor allem in der Wasserburg unmittelbar benachbarten Grafschaft Haag gab der evangelischen Bewegung Auftrieb, der Landesherr musste sogar zwischenzeitlich, nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555), auf Verlangen der Landstände den Laienkelch zugestehen. Immer stärker, besonders wohl auch in Wasserburg, kam es wahrscheinlich zu einer „protestantisierenden Ausübung des Katholizismus“ (S. 82). Die wittelsbachischen Landesherren arbeiteten allerdings weiter an dessen Zurückdrängung und am Ausbau der fürstlichen Herrschaft gerade in den traditionell selbstbewussten und mit überkommenen Rechten ausgestatteten Städten. Die ohnehin verbotene Lektüre protestantischer Bücher wurde wieder härter verfolgt, und durch erneuerte Schulordnungen sollte das Erziehungswesen unter noch strengere Kontrolle kommen. Die „gegenreformatorische Wende“ ist mit dem Religionsmandat von 1566 anzusetzen, das die Grundlage für harte Maßnahmen der Münchner Fürsten gegen die oppositionellen landständischen Adligen bot und dazu half,

den „frühabsolutistischen Staat in Bayern“ zu etablieren (S. 106).

Kümper hat einen in Darstellung und Methodik exemplarischen Beitrag zur Geschichte einer kleinen Landstadt zwischen Reformation und Gegenreformation vorgelegt. Er könnte als Vorbild dienen für die neue Beschäftigung mit dem Geschick so mancher anderer Stadt etwa im Territorium eines fränkischen Fürstbischofs, in denen sich starke evangelische Bewegungen eben nicht dauerhaft durchsetzen und behaupten konnten.

[2168]

*Wolfgang Huber*

**KÜMPER, HIRAM / FISCHER, BRIGITTE** (Bearb.): Quellen zur Kaufbeurer Reformationsgeschichte. – Thalhofen: Bauer, 2017 (= Kaufbeurer Schriftenreihe 17). – 205 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-95551-098-5.

Dieser Band bietet die Edition mehrerer theologisch-historischer Quellen, aufschlussreich und interessant für die Reformationsgeschichte der Reichsstadt Kaufbeuren und darüber hinaus.

Hiram Kümper geht es um „Die Schwenckfelder“ (S. 9–105). Deren Einfluss bei der Einführung der Reformation in Kaufbeuren dokumentiert er mit der kommentierten Edition des in der Forschung bereits bekannten ‚Traktats von der wahren und falschen Kirche‘ (S. 26–70). Ihr Verfasser, der aus Ellmendingen (bei Karlsruhe) stammende BURKHARD SCHILLING, der seit 1539 im württembergischen Stetten im Remstal als Pfarrer tätig war, hatte sich mit dieser Schrift beim Rat Kaufbeurens vorgestellt. Auf Empfehlung des sich gerade in Ulm aufhaltenden Caspar von Schwenckfeld hin wurde Schilling tatsächlich am 4. Juli 1544 als erster evangelischer Pfarrer in der kleinen schwäbischen Reichsstadt angestellt. Schilling starb bereits am 11. März 1545 (vgl. Pfarrerbuch Bayerisch-Schwaben, Nr. 1086).

Seine Nachfolge trat Thomas Naogeorgus (Kirchmeier) an (ebd., Nr. 864).

Kümper stellt der eigentlichen Edition eine instruktive Einleitung voran (S. 10–25). Den Text gibt er nach einer im Stadtarchiv Ulm aufbewahrten Handschrift wieder. Drei weitere Handschriften finden sich in Berlin, München und in Kaufbeuren (!) selbst. Eine „kritische Edition unter detaillierter Kollationierung aller vier Überlieferungszeugen“ (S. 24) musste aber – das ist überaus bedauerlich – unterbleiben, da die dafür nötigen finanziellen und personellen Ressourcen schlicht nicht zur Verfügung standen. Der Traktat aus Oberdeutschland, der an Luthers Theologie ausdrückliche Kritik übt, stellt ein aufschlussreiches Dokument schwenckfeldischen Denkens dar. Diesen Traktat – wenn auch ohne Klärung der Überlieferungslage – künftiger Forschung bereitgestellt zu haben, ist ein großes Verdienst dieser Edition.

Kümper bietet aber noch weitere Quellenstücke zum schwenckfeldischen Einfluss auf die Reformation in Kaufbeuren: den großen theologischen ‚Sendbrief Schwenckfelds an Burkhard Schilling‘ vom 2. Januar 1539 (S. 71–91) und den ‚Sendbrief Schillings von Ende 1544 (S. 91–94)‘. Außerdem dokumentiert Kümper die Beschwerdeschreiben der evangelischen Stände an die Stadt Kaufbeuren vom 17. März 1545 über Schilling, der eben „zu nachteil und abbruch der reinen leer“ Sonderlehren einführe und den rechten Gebrauch der Sakramente verwerfe, auch sonst wider das Wort Gottes lehre (S. 95). Die Beschwerdeschreiben Memmingsens vom 11. August, Ulms vom 17. August und des Kaisers vom 2. September 1545 werden ebenfalls ediert. Der Rat von Kaufbeuren hatte zwar offiziell die Geltung der *Confessio Augustana* beteuert, aber religions- und konfessionspolitisch laviert. Das Augsburger Interim nach dem Schmalkaldischen Krieg sollte Kaufbeuren dann dauerhaft zur bikonfessionellen Stadt werden lassen. Kümper fragt, ob nicht dies letztlich auf

den besonderen konfessionell offenen Kurs des Kaufbeurer Rats zurückgeht.

Den zweiten Teil des Kaufbeurer Quellenbandes (S. 106–205) stellt die von Brigitte Fischer aus dem Lateinischen übersetzte Doktorarbeit des Kaufbeurer Pfarrers HIERONYMUS MERZ (Pfarrerbuch Bayerisch-Schwaben, Nr. 800) aus dem Jahr 1733 dar: ‚Die Geschichte des Lebens und der Kontroversen des Viktorin Strigel‘ (1733). Der Melanchthon-Schüler Strigel (1524–1569) stammte aus Kaufbeuren. Als Universitätsprofessor in Jena wurde er in die heftigen Lehrstreitigkeiten um Matthias Flacius verwickelt. Seit 1562 lehrte Strigel in Leipzig, dann seit 1567 in Heidelberg.

Der allen Interessierten willkommene Editionsband verzichtet leider auf ein Register; für die Dissertation findet sich immerhin ein ausführliches Inhaltsverzeichnis (S. 118f), das die Orientierung erleichtert. Ein schönes Quellenbuch, das die theologische Pluralität der Reformation aufschlussreich vor Augen führt!

[2169]

Wolfgang Huber

HENKER, MICHAEL u.a. (Hg.): FürstenMacht & wahrer Glaube – Reformation und Gegenreformation. Das Beispiel Pfalz-Neuburg. – Regensburg: Pustet, 2017 (= Neuburger Kollektaneenblatt 165). – 451 S., kart., zahlr. Abb. – ISBN 978-3-7917-2866-7.

Wenn auch manchmal über den Sinn des vergangenen Reformationsjubiläums räsoniert wird, es hat auf jeden Fall bis in die Regionen und Orte hinein die historische Besinnung gefördert. Dieser Katalog zur sehenswerten, lehrreichen Reformationsausstellung in Neuburg an der Donau, einem Hauptort der Reformation, dokumentiert das eindrucksvoll. Dem eigentlichen Teil des Ausstellungskatalogs (S. 257–419) sind dazu noch 21 historische Einzelbeiträge verschiedener Autoren beigegeben, die wiederum zwei ökumenisch-theologisch orientierende

Artikel aus der Feder von Landesbischof i.R. Johannes Friedrich und Domdekan Bertram Meier einleiten.

Zunächst rückt Pfalzgraf Ottheinrich (1502–1559) selbst als Reformationsfürst in den Blick (Traudel Himmighöfer und Hans Ammerich, S. 40–50), dann die von Ottheinrich in Auftrag gegebene Neuburger Schlosskapelle (Christian Scholl, S. 51–58) und der spezifische Beitrag Luthers zu Ottheinrichs Reformationswerk (Reinhard H. Seitz, S. 59–63). Am Beispiel der Pfalz-Neuburger Gebiete auf dem Nordgau wendet sich dann der Regensburger Kirchenhistoriker Klaus Unterburger in Prozessen der konfessionellen Identitätsbildung eingehender zu (S. 64–72), Reinhard Seitz stellt ‚Reformation und Gegenreformation‘ am Beispiel der Stadt Lauingen (S. 73–94) dar, bevor Gabriele Kaps die Auswirkungen von Reformation und Gegenreformation auf die Bildungspolitik im Fürstentum Pfalz-Neuburg skizziert (S. 95–103). Sehr aufschlussreich ist auch „Das Protestantismusbild der ersten Jesuiten“, das Paul Oberholzer nachzeichnet (S. 104–113).

Die folgenden Beiträge nehmen dann wieder die Perspektive ‚von oben‘ ein. Zunächst behandelt Frieder Hepp unter der Überschrift „Die Macht des Glaubens“ das Thema „Religion und Herrschaft in der Kurpfalz um 1600“ (S. 114–124), Sabine Ullmann würdigt den reichspolitischen Kurs des konfessionell-lutherischen Neuburger Pfalzgrafen Philipp Ludwig (S. 125–134), demgegenüber Michael Henker die „Konversion des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm“ (S. 135–152).

Die Pfalz-Neuburger Gegenreformation selbst wird dann zunächst in ihrem Verlauf von Manfred Veit geschildert (S. 141–152), bevor Markus Nadler die „Eliten am Neuburger Hof“ eben zwischen „Konversion und Migration“ in den Blick nimmt (S. 153–166). Roland Thiele bietet dazu eine Momentaufnahme: „1618: Neuburger Bürger im Verhör“ (S. 167–178). Zwei kleinere Beiträge von Reinhard H. Seitz illustrieren die

Folgen der Gegenreformation: evangelische Einwohner Neuburgs konnten noch zehn Jahre nach dem Konfessionswechsel im benachbarten kleinen „Nest“ Sinning evangelische Amtshandlungen in Anspruch nehmen (S. 179–181). Anhand des Choraltars der Neuburger Hofkirche macht Seitz anschaulich, was „Gegenreformation pur“ ästhetisch bedeutet (S. 182–185). Schließlich zeichnet Adolf Rank den Gang der Gegenreformation in Pfalz-Sulzbach nach (S. 186–199), die dann zur Bikonfessionalität mit zahlreichen Simultanen führte.

Weitere Beiträge nehmen die Rolle von Frauen in den Blick. Siegrid Westphal schildert den Widerstand der Herzoginwitwe Anna (1552–1632) gegen die Rekatolisierung Pfalz-Neuburgs (S. 200–209), Margit Vonhof-Habermayr geht auf mehrere „Fürstinnen des Hauses Pfalz-Neuburg im Spannungsfeld der Konfessionen“ ein (S. 210–219). Besonders kommt dabei die unglückliche Herzogin Katharina Charlotte von Pfalz-Zweibrücken (1615–1651) zur Geltung, die zweite, viel jüngere Gattin des 1613 zum römischen Katholizismus konvertierten Herzogs Wolfgang Wilhelm (1578–1653). Ihr wurde ein persönlicher (reformierter) Hofprediger zugestanden, was sie aber nicht vor ständigen Anfeindungen und Bekehrungsversuchen bewahrte. Schließlich geben Wolfgang Behringer und Monika Müller einen Überblick über die Hexenverfolgungen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert im Herzogtum Pfalz-Neuburg (S. 220–235) bzw. über das jüdische Leben des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts (S. 236–243). Abschließend stellt Josef Johannes Schmid Gedankenwelt und Ziele der letzten Generation des Hauses Pfalz-Neuburg vor (S. 244–250). Ein Register der Namen und Orte hätte den Band wegen seines reichen Inhalts nicht noch schöner, aber benutzerfreundlicher machen können.

[2170]

*Wolfgang Huber*



LASCHINGER, JOHANNES (Hg.): Glaube und Herrschaft. Amberg und die Reformation. Vorträge zum Reformationsjubiläum. – Amberg: Stadtarchiv, 2019 (= Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Amberg 8). – 347 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-924707-13-2.

Am Beginn des Bandes stehen ein Geleitwort des Amberger Oberbürgermeisters und eine Einleitung des Herausgebers. Die in diesem Band gesammelten Aufsätze gehen zurück auf die Vortragsreihe, die „das Rückgrat des Jubiläumsjahres“ 2017 bildete (S. 7). Sie war initiiert von Stadtarchiv Amberg, der evangelischen Kirchengemeinde Ambergs und der Regionalgruppe des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg.

Einer der derzeitigen Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern in Amberg vor Ort, Joachim von Kölichen, stellt an den Anfang des Bandes seinen Vortrag über „Die Anliegen der reformatorischen Lehre“ (S. 15–29). Er verlässt dabei deutlich die gewohnten Bahnen, holt sehr weit aus und findet dann, dass es „eine allgemeine menschliche Vernunft gibt, die einen Rahmen steckt, innerhalb dessen die Verschiedenheit der einzelnen Menschen, Gruppen, Religionen friedlich miteinander ins Gespräch kommen könnte. Aus reformatorischer Sicht wäre der Beitrag zu einem solchen universalen menschlichen Selbstgespräch ein mehrfacher: leidenschaftliches Bestehen auf der theologischen Glaubensaussage, dass Schöpfer und Schöpfung Wert und Würde als gut geschaffen haben und diese Würde das Handeln aller bestimmen sollte. Das beinhaltet scharfen Widerspruch gegen alle und alles, die Menschen und/oder Dinge und Aussagen für unhinterfragbar erklären. Und es beinhaltet zum anderen die demütige Einsicht, dass wir selbst immer wieder an der ungeheuren Freiheit scheitern, die uns gleichzeitig die Welt zu Füßen legt und uns alle doch immer wieder nach etwas anschauen lassen will, das wir anbeten können wollen.“ (S. 27f) Ob man ihm auf die-

sem Weg nach dem Vortrag gefolgt ist und nach der Lektüre folgen wird, geht über die Lektüre hinaus. Lag nicht der Fokus der Reformation mehr auf seelsorgerlichen Fragen?

Volker Wappmann informiert über „Die Reformation in Amberg – Anfänge und Fortgang“ (S. 31–40). Er ruft dazu die Ereignisse der oberpfälzischen Kirchengeschichte in Erinnerung. Fünf Mal mussten die Oberpfälzer die Konfession wechseln: lutherisch, calvinistisch und schließlich ab 1623 wieder katholisch auf Dauer. Er zeichnet nach, wie die Reformation nach Amberg gekommen ist. Seit 1592 hatten die Amberger dann zwischen reformiertem und lutherischem Bekenntnis wählen können. Das ändert sich 1623. „Der Katholizismus brachte die barocke Kunst nach Amberg, andererseits aber auch eine gewisse intellektuelle Provinzialität.“ (S. 40)

Der Herausgeber selbst, Leiter des Stadtarchivs Amberg, schreibt über „Reformation und Bildung: Ratsbibliothek und städtisches Schulwesen“ (S. 43–63). Er kann eine Inkunabel nachweisen, die 1481 den Amberger Bürgern für ihre Bibliothek geschenkt wurde. Eine solche Bibliothek ist zwar nicht erhalten, aber an diesem Beispiel kann gezeigt werden, wer der erste Besitzer war und wie es sich mit der Bibliothek verhielt. Im 16. Jahrhundert wurden unter dem Einfluss der Reformation in Amberg auch wissenschaftliche Arbeiten publiziert. Darüber informiert dieser Aufsatz im Detail. Anhand der Stadtkammerrechnungen lässt sich nachweisen, was in Amberg gelesen wurde. Unter den Buchtiteln ist viel Theologisches, aber auch Medizinisches. Auch die Förderung des Schulwesens, vor allem des deutschen Schulwesens ist in Amberg im Zusammenhang mit der Reformation ein wichtiges Thema. 1539 fragt der Amberger Rat in Wittenberg nach einem geeigneten Schulmeister, durch den der evangelische Glaube in den Mittelpunkt des Schulbetriebs treten könne. Laschinger bietet Einblicke in das damalige Schulwesen der Stadt und blickt zurück auf Luthers grundsätzliche Aussa-

gen zum Schulwesen. „Die Bereiche Schulwesen und Ratsbibliothek zeigen anschaulich, dass durch die Reformation die Bildung auch im Falle Ambergs kräftig angestoßen wurde. Für die führenden Geschlechter der Stadt war sie Chance und Verpflichtung zugleich.“ (S. 63)

Werner Schrüfer handelt über „Katholischer »Widerstand« gegen das Aufkommen der Reformation in Amberg“ (S. 65–91). Reformatorische Gedanken und Inhalte der Reformation haben „besonders in den Städten ihre nicht mehr rückgängig [zu] machende Wirkung“ entfacht (S. 86). Schrüfer blickt jeweils auf das Allgemeine der Epoche, um es dann am Beispiel Ambergs zu überprüfen. Er stellt die entsprechende Literatur vor und spricht mit Laschinger von einer Reformation von 1538. Widerstand dagegen äußerte sich durch Stadtpfarrer Georg Helbling und das Franziskanerkloster. Diesen Pfarrer stellt Schrüfer genauer vor. Er blieb für viele Jahre der letzte katholische Pfarrer in der Stadt. Abschließend stellt er die Motive Helblings in „nüchterner Betrachtung“ dar, wozu er auf die Forschungen anderer zurückgreift.

Manfred Knedlik schreibt „Zur geistlichen Dichtung des Amberger Stadtkämmerers Leonhard Müntzer“ (S. 93–111). Darauf hat Johannes Laschinger schon hingewiesen: „Seine in die von ihm geführten Rechnungen eingestreuten Texte sind dank der akribischen Edition von Manfred Knedlik zugänglich“ (S. 51). Müntzer entstammte einer angesehenen Amberger Familie. Im vorliegenden Aufsatz bietet Knedlik eine Zusammenfassung und Weiterführung zur vorangegangenen Edition. Der Stadtkämmerer hat in diesen Texten Position für die Reformation bezogen, zitiert auch Lieder Luthers. Aber: „Müntzer suchte nicht die literarische Öffentlichkeit, der weitaus größte Teil seines schriftstellerischen Werkes blieb ungedruckt, versteckt – wenn man so will – zwischen Buchdeckeln, zwischen Ausgaben und Einnahmen“ (S. 110). „Festzuhalten bleibt: Leonhard Müntzer gehört zu den

fruchtbarsten Schriftstellern dieser Zeit in Amberg.“ (S. 111) Anschaulich wird dieser Aufsatz auch durch gezielte Bildbeigaben, welche die besprochenen Bände sehen lassen.

Bernhard Lübbers, der Leiter der Staatlichen Bibliothek Regensburg und Dozent an der Bayerischen Bibliotheksakademie München, hat über „Die Reformation und der Buchdruck“ gehandelt (S. 113–175). „Hier, in der Reformation, bewies die neue Technik erstmals, dass sie in der Lage war, »die Welt zu verändern.«“ (S. 116) Lübbers gibt in diesem Vortrag einen sehr informativen Überblick und zeigt sich auf dem Stand der Forschung. Er stellt die Schnelligkeit der Verbreitung von markanten Lutherschriften, auch Flugschriften, dar. Dieser sehr informative und umsichtige Beitrag hat auch weit über Amberg hinaus Bedeutung. „Luthers Wirken hat – gleichsam als Nebenprodukt – dem Druck zum Durchbruch verholfen.“ (S. 175)

Matthias Schöberl behandelt das Thema: „Wie Stadt und Kurfürst stritten. Über das spannungsreiche Verhältnis von Landesherr, kommunaler Obrigkeit und Untertanen“ (S. 177–200). „Der Umstand, dass die Oberpfalz nach dem Übergang zu Bayern so konsequent und nachhaltig rekatholisiert wurde, täuscht darüber hinweg, dass eine echte Chance zur flächendeckenden Calvinisierung des Landes bestand und dass die kurpfälzische Herrschaft bei Durchdringung des Landes, also bei der Schaffung einer hierarchischen Behördenstruktur und beim Zugriff auf die wirtschaftlichen und steuerlichen Ressourcen, Fortschritte machte. Die Streitigkeiten zwischen Kurfürst und Stadt hätten sich wohl weiter auf ein der Zeit entsprechendes übliches Maß reduziert.“ (S. 200)

Markus Lommer vergleicht die Entwicklung der Reformation in Amberg und dem benachbarten Sulzbach-Rosenberg (S. 203–299). Er zeichnet dazu die Entwicklung in beiden Städten nach, holt weit aus und geht auch auf die Gebäude und ihre Geschichte anhand von zahlreichen herangezogenen alten und neueren Studien ein. Er bezieht die

Entwicklung der Kirchenmusik in seine Studien ein.

Der Herausgeber selbst legt abschließend in dem Band eine „Edition der »Lutherbriefe« vor, stellt also die Dokumente vor, die die Stadt Amberg betreffen (S. 301–340). Der hohe „Quellenwert rechtfertigt es, sie als Anhang zu vorliegendem »Reformations-Buch« im Druck erscheinen zu lassen“ (S.301). Dem ist zuzustimmen, zumal ja diese Dokumente in Amberg auch als beachtenswerte Autographe vorliegen, die der Autor vorstellt. Zur Durchführung jedoch ist zu beachten, dass keines dieser Dokumente in den wissenschaftlich üblichen Briefeditionen zu Luther und zu Melanchthon fehlt. Alle 13 Dokumente sind dort wenigstens (als Regest) ediert und im Rahmen der Edition bearbeitet worden. Die chronologisch vorgehende Edition der Texte in Melanchthons Briefwechsel (MBW) steht derzeit mit Band MBW.T 20 im Jahr 1550. Für die Jahre danach gibt es lediglich die sehr aufschlussreichen Regesten. Sämtliche Amberger Dokumente sind in MBW nachgewiesen. Die Luther betreffenden Texte sind auch in der Weimarer Ausgabe, Abteilung Briefe (WA.B), zu finden. Dass diese Dokumente bisher „einer interessierten Öffentlichkeit nicht zur Verfügung“ standen (S. 12), ist doch nur bedingt zutreffend. Auf die Editionen findet der Leser der vorgelegten örtlichen Textsammlung keinerlei Hinweis, und von dem Erkenntnisgewinn der Anmerkungen dazu in MBW und WA macht der Bearbeiter keinen Gebrauch. Neuere Literatur und klärende Hinweise auf erwähnte Personen (beispielsweise Johannes Faberius aus Waldmünchen und nicht aus München in Nr. 4) und die Kirchenordnung sind da zu finden. Auf alle einschlägigen Fundstellen zu den hier abgedruckten Dokumenten wird man auch hingewiesen, wenn man den Band des Ortsverzeichnisses (MBW 10) zur Hand nimmt und unter dem Stichwort „Amberg“ (S. 27) nachschaut.

Ich finde es verdientvoll und angebracht, diese Dokumente in dem Amberger

Reformationsband einmal für den allgemeinen Gebrauch zusammen zu drucken. Das hat am Ort seine Bedeutung. Der Verzicht auf die Erkenntnisse der Editoren der Briefe Luthers und Melanchthons hingegen ist sehr zu bedauern. Die Angaben in den bisher erschienenen Personenbänden zu MBW sind wesentlich besser und entsprechen dem neueren Forschungsstand als die Nachweise nach ADB und NDB.

Dieses Buch über Amberg und die Reformation enthält viele interessante und wichtige Beobachtungen zur Reformationsgeschichte der Stadt und weit darüber hinaus: Amberg wird in die deutsche Reformationsgeschichte ansatzweise eingezeichnet. In einigen Fällen wäre der Anschluss an den gegenwärtigen Forschungsstand in Aufnahme und nötigenfalls auch Kritik wünschenswert gewesen.

[2171]

*Rudolf Keller*

WAPPMANN, VOLKER (Bearb.): Regensburger Pfarrerbuch. Die evangelischen Geistlichen der Reichsstadt 1542 bis 1810. Nach Vorarbeiten von Friedrich Käppel, Karl Graß, Günter Schlichting und Georg Kuhr. – Nürnberg 2017 (= AKGB 96). – 325 S., geb., zahlr. farb. Abb., Festeinband. – ISBN 978-3-940803-13-9.

Bayern hat seit jeher eine breite Tradition bedeutender Erforscher der Geschichte seiner evangelischen Landeskirche vorzuweisen und eine entsprechend große Zahl an entsprechenden wissenschaftlichen Publikationen hervorgebracht. Es ist deshalb kein Zufall, dass der größte Teil der Pfarrerschaft der Vorgängergebiete der heutigen bayerischen Landeskirche bereits in Pfarrerbüchern erfasst ist. Nun liegt der Band über die bedeutende evangelische Reichsstadt Regensburg vor, die aufgrund ihrer besonderen geographischen Lage inmitten des katholischen Altbayern besondere Bedeutung als protestantischer Drehscheibe hatte und als solche Ausstrahlungskraft besaß.

Die Einleitung des vorliegenden Werkes („Entstehung und Gestalt des Buches“, S. 11–16) macht zugleich auch klar, dass Werke dieses Zuschnitts auch auf Vorarbeiten beruhen, manchmal haben Generationen in unterschiedlicher Intensität daran gearbeitet. Sie sind für ihre Fertigstellung auf die Mitarbeit vieler helfender und unterstützender gelehrter Hände angewiesen, was aber das Verdienst Volker Wappmanns nicht im mindesten schmälern soll. Ausführlich legt er darüber Rechenschaft ab (S. 12–15), womit zugleich sichtbar wird, mit welchen Schwierigkeiten bei einem solchen Unternehmen zu rechnen ist. An der Vorgeschichte solcher Werke wird aber auch das Engagement und die Liebe der Verfasser zu ihrem Studienobjekt immer wieder eindrucksvoll sichtbar.

Vor dem eigentlichen Hauptteil bietet Wappmann zunächst eine knappe aber instruktive und präzise historische Einleitung. Er beschreibt die besondere Stellung Regensburgs als lutherische Reichsstadt, die den Dombezirk, das katholische Ober- und Niedermünster, einige „exterritoriale“ Besitzungen des bayerischen Herzogs und vor allem die altherwürdige Reichsabtei St. Emmeran innerhalb ihrer Mauern beherbergte. M.E. zeigt allein schon das Fehlen von Rekatholisierungsversuchen die Stärke und Bedeutung als evangelischer Reichsstadt, die übrigens in der von Peter Schmid herausgegebenen ‚Geschichte Regensburgs‘ (2000) nicht angemessen sichtbar wird, was dem wissenschaftlichen Wert des an sich so verdienstvollen Werkes doch abträglich ist. Sodann folgt die Darstellung der Durchsetzung der Reformation und die besondere Rolle von Gnesioluthertum und Flacianismus und – damit zusammenhängend – des Wucherstreites in der Stadt. Schließlich wird Regensburgs Bedeutung für das evangelische Österreich und als Treffpunkt für evangelische Emigranten aus den habsburgischen Gebieten gewürdigt sowie die Entwicklungen bis zum Übergang an das Königreich Bayern 1810 dargestellt. Danach folgt auf S. 61–222 der eigentliche Hauptteil.

Das Ziel ist hochgesteckt: Das Regensburger Pfarrerbuch will sowohl die Biographie der Pfarrer, als auch ein Werkverzeichnis sowie die zu ihnen erschienene Literatur erschließen („Ersteinführung in Leben *und* Werk“, S. 15). Auch genealogische Hinweise sollen gegeben werden. Es geht damit über die bisherigen Pfarrerbücher Bayerns hinaus. Gleichwohl ist sich der Bearbeiter bewusst: „Eine annähernde Vollständigkeit kann hier nicht geboten werden.“ Dies ist bei Werken solchen Zuschnitts auch nicht anders möglich. Das Erreichte ist in seinem Detailreichtum erstaunlich genug. Werke wie das vorliegende können in einer Rezension nur stichprobenartig „überprüft“ werden bzw. erweisen ihre Qualität und Verlässlichkeit erst in der langjährigen historischen Praxis. Der Rezensent hat hier insbesondere Einblick bei jenen Geistlichen, die auch in den habsburgischen Erblanden tätig waren, Beziehungen dorthin hatten oder Emigranten aus diesen Regionen waren. Das sind im Falle Regensburgs bekanntlich eine ganze Reihe bedeutender Persönlichkeiten. Die Durchsicht der entsprechenden Namen zeigt, wie genau und sorgfältig gearbeitet worden ist. Darüber hinaus hat der Rezensent allerorten für ihn neue Verweise auf Österreich sowie ihm bislang unbekannt Hinweise auf genealogische Beziehungen gefunden.

Das Personenregister und das Ortsregister sind mit größter Sorgfalt erstellt und – wie das gesamte Buch – ebenso genau redigiert worden. Personen- und Ortsregister steigern den Wert des Pfarrerbuches naturgemäß ungemain. Auch die Literatur wurde nach bestem Wissen und Gewissen gesammelt. Das (wegen seines unorthodoxen Aufbaues und des fehlenden Registers) nur sehr mühsam zu benutzende Werk von Eduard Böhl (Beiträge zur Geschichte der Reformation in Österreich, Jena 1902) wurde sorgfältig und aufmerksam ausgewertet. Ebenso gilt dies für Bernhard Raupachs ‚Presbyteriologia Austriaca‘ von 1741, das wie Böhls Buch eine Fundgrube darstellt. Immer wie-

der ist auch entlegene Literatur angeführt. Leider konnte die zeitgleich mit dem Erscheinen des Pfarrerbuches fertiggestellte Dissertation über den bedeutenden Regensburger Pfarrer Wolfgang Waldner von Andrea Ramharter-Hanel nicht mehr ausgewertet werden, die so manchen Hinweis bietet (Wien Diss. 2017). Ebenso sei auf einige Beiträge im ‚Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich‘ Bd. 131 (2015) verwiesen, die ebenfalls nicht mehr aufgenommen werden konnten.

Einen kleinen Schatz an zum Teil sehr qualitativ vollen Predigerportraits bieten die auf S. 307–335 abgebildeten Gemälde, die einen Bestand im Regensburger Kirchenarchiv wiedergeben. Ebenso wird auf S. 37–40 der in Regensburg vorhandene Bestand an Portraitstichen nachgewiesen. Alle diese Portraits stammen aus einem bemerkenswerten ‚Liber Memorie‘ (Evang. Kirchenarchiv Regensburg 56 u. 57), das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Superintendent Georg Wonna begonnen wurde und als solches ein starkes Selbstbewusstsein von Regensburg als evangelischer Reichsstadt dokumentiert.

Das vorliegende Werk hat mustergültig die Geistlichen der bedeutenden lutherischen Reichsstadt erschlossen. Nicht zuletzt auf den Schultern solcher Arbeiten ruht die künftige Forschung. Das Werk wird in Zukunft ein verlässliches Fundament darstellen, für das man insbesondere als Kirchenhistoriker nicht dankbar genug sein kann.

[2172]

*Rudolf Leeb*

**KOHLSCHEIN, FRANZ / ZEISSNER, WERNER** (Hg.): Gottesdienst im Bamberger Dom zwischen Barock und Aufklärung. Die Handschrift des Ordinarius L des Subkustos Johann Graff von 1730 als Edition mit Kommentar. – Petersberg: Michael Imhof, 2018. – 687 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-7319-0299-7.

Libri Ordinarii beschreiben alles, was zur Feier von Stundengebeten und Messe bezüglich der beteiligten Personen, der Orte in der Kirche, der zu verwendenden liturgischen Bücher, der anzulegenden liturgischen Gewänder, der Einbeziehung von Heiligtümern und Reliquien, der Beachtung des Kalenders, der Läueteordnung und der speziellen Umstände vor Ort beachtet werden musste. Sie stellen eine Art Regiebücher dar, in denen die Inszenierung von Stundengebet und Messe durch das Kirchenjahr hindurch festgelegt war. Ihre Hauptaufgabe war es, die liturgischen Bräuche zu überliefern, nach denen die Verantwortlichen vor Ort den Gottesdienst zu gestalten hatten. So gewähren diese in der katholischen Liturgiewissenschaft vermehrt in den Blick genommenen handgeschriebenen Bücher jeweils einen tiefen Einblick in die Feier von Stundengebet und Messliturgie in einer ganz bestimmten Großkirche und erschließen so das Zentrum des kirchlichen und liturgischen Lebens zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort.

Der emeritierte Bamberger Liturgiewissenschaftler Franz Kohlschein und der vormalige Direktor der Universitätsbibliothek Bamberg, Werner Zeißner, vermitteln mit der kommentierten Edition der Handschrift des Ordinarius L des Subkustos Johann Graff von 1730 Kenntnisse über das reiche liturgische Leben im Bamberger Dom im 18. Jahrhundert. In einem ersten Kapitel wird das Umfeld des edierten Ordinarius beschrieben. Dabei wird ein klares Bild von den Trägern der Liturgie im Bamberger Dom, der zugleich Stiftskirche war, vom liturgischen Tagesablauf und von seinem In-

nenraum gezeichnet, da letzterer für die Lokalisierung der im Ordinarius angegebenen liturgischen Funktionsorte bedeutsam ist. Der liturgische Tagesablauf umfasst neben den sieben Stundengebeten und dem Hochamt einige weitere Messen. Dabei gab es verschiedene Typen von Liturgie: „Da ist die gemeinsame offizielle Kapitelliturgie, bestehend aus Stundenliturgie und Eucharistiefeier ... Dann gibt es die Liturgie der Domvikare, die aus einzeln gefeierten täglichen Messen an den über 30 kleinen Altären besteht. ... Schließlich gibt es noch die Messfeiern, Taufen und Trauungen am Veitsaltar für die kleine Gemeinde der im Dienst des Domkapitels stehenden Laien.“ (S. 25)

Bezüglich der Rolle des Liber Ordinarius beim Gottesdienst streichen die Herausgeber über das bereits erwähnte eine weitere Funktion heraus. Es lege den Grad der Festlichkeit der Feiern fest, etwa „durch die Festlegung der Rollenverteilung im Klerus, durch die Auswahl der Gesänge und der Orgelstücke, durch die Festlegung der Zahl und des Gewichts der Kerzen, durch die Beschreibung des Weges und die Zusammensetzung der Prozessionen, durch die Zusammenstellung der liturgischen Kleidung, durch den Einsatz der Heiltümer und Reliquien sowie durch die Läuteordnung.“ (S. 33) Im Ordinarius L finden sich auch Anweisungen zur Bereitstellung von Zeptern, Vortragekreuzen und Kerzenleuchtern. Darüber hinaus werden der Schmuck der Altäre festgelegt und die Möglichkeiten der Ablassgewinnung erwähnt.

Für den Umgang mit dem Ordinarius L war die Kenntnis der geltenden liturgischen Bücher unabdingbar, da hier nicht wie bei den älteren Libri Ordinarii die Initien, die im Missale und Brevier stehen, vermerkt sind. Vielmehr es geht im Ordinarius L primär um Regieanweisungen für den Ablauf, der je nach Grad der Feierlichkeit variiert.

Zum Forschungsstand werden zehn weitere Bamberger Ordinarius-Handschriften aus dem 12. bis 16. Jahrhundert aufgelistet und der daraus bisher einzige edierte Ordina-

narius des Eberhard aus dem 12. Jahrhundert beschrieben. Die Einführung wird mit einer kurzen biografischen Skizze zum Subkustos Johann Graff und einer Beschreibung seines Ordinarius L abgeschlossen.

Der Ordinarius L besteht aus 344 gezählten Seiten und 12 ungezählten Blättern im Großfolioformat in lateinischer Sprache mit deutschen Einträgen. Er hat drei Teile. Im ersten Teil werden liturgische Angaben für das Kirchenjahr gemacht. Die Handschrift beginnt mit der Vigil von Weihnachten und führt dann durch das ganze Jahr bis zum Fest des Apostels Thomas. Im zweiten Teil werden die im Domkapitel vorhandenen Benefizien und Stipendien aufgelistet. Der dritte Teil beschreibt Feiern im Dom für unterschiedliche Anlässe und enthält Nachträge.

Den Hauptteil des Buches bildet der Kommentar der Herausgeber zum Graff'schen Ordinarius. Der ausführlichen Kommentierung wird, den Anlässen im Kirchenjahr folgend, jeweils eine möglichst wortgetreue Übersetzung des lateinischen Textes vorangestellt. Das Herzstück der Edition bilden die Ausführungen zur Liturgie der Feste und Heiligengedenken im Jahreskreis (S. 51–316). Durch die sachkundige, die bisherige Ordinariusforschung einbeziehende Kommentierung wird dem Leser ein umfassender Eindruck zur Gestaltung der jeweiligen liturgischen Feier vermittelt. Insbesondere werden auch die Abweichungen vom Missale Romanum und die eigene Bamberger Festtradition deutlich herausgearbeitet. So entsteht ein lebendiges Bild eines reichen, rituell bis ins Detail durchgeplanten gottesdienstlichen Lebens.

Der kommentierten Auflistung der im Domkapitel aufgelisteten Benefizien und Stipendien (S. 326–409) stellen die Verfasser eine hilfreiche Einleitung voran, in der die gottesdienstlichen Verpflichtungen des Klerus am Domstift, die sich aus Verpflichtungen aufgrund von Stiftungen und anderen Einkünften ergeben haben, historisch eingeordnet werden.

Im dritten Teil des Ordinarius L (S. 410–447) stechen die ausführlichen Anweisungen „Vom Tod, von der Bestattung und vom Totenamnt eines Bamberger Bischofs“ nicht nur wegen des Umfangs aus den dort zusammengestellten Feiern im Dom aus unterschiedlichen Anlässen und den Nachträgen Graffs heraus.

In ihrer Zusammenfassung betonen die Herausgeber zu Recht, dass die Handschrift Graffs „ein typisches Bild des Gottesdienstes in einem Domstift im Übergang vom Barock zur Aufklärung [zeichnet]. Zudem macht sie im Umgang mit den tridentinischen Quellen den Reichtum des überlieferten Sonderguts in der Liturgie des Kapitels im Bamberger Dom zugänglich und gibt zugleich zahlreiche lokalhistorische Hinweise auf das städtische Umfeld in fürstbischöflicher Zeit.“ (S. 449f)

Verdienstvoll ist auch, dass abschließend das lateinische Manuskript des Ordinarius L mit seinen deutschsprachigen Einschüben ediert worden ist (S. 462–647) und so neben den Übersetzungen im Kommentarbereich zur Verfügung steht.

Im Anhang finden sich Skizzen zur Topographie des Bamberger Doms, ein Abkürzungs-, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Bildnachweise. Das sehr hilfreiche viergeteilte Register führt zuerst die lateinischen und deutschen liturgischen Initien, dann die Personen, die Orte und schließlich die Sachen, Begriffe und Heiligengedenken auf. Der Band ist hochwertig gestaltet und sachbezogen ansprechend bebildert (59 Abb.). Kohlschein und Zeißner liefern mit ihrer kommentierten Edition einen wesentlichen Beitrag zur Liber Ordinarius-Forschung.

[2173]

*Hanns Kerner*

HERZOG, MARKWART / SCHMID, ALOIS (Hg.): Katholische Aufklärung im Benediktinerreichsstift Irsee. – Konstanz: UVK, 2017 (= Irseer Schriften N.F. 13). – 424 S., geb., Festumschlag. – ISBN 978-3-8676-4814-1.

Die Aufklärungsforschung sei nicht nur lange Zeit protestantisch dominiert gewesen, sie habe auch die aufgeklärten Vorurteile gegen Katholizismus und Klöster als Horte der Rückständigkeit einfach fortgeschrieben, so die beiden Herausgeber in einem einleitenden Überblicksbeitrag, aber auch Hannelore Putz mit ihrer historiographischen Abhandlung zum Konzept „Katholische Aufklärung“. Dass der Beitrag der katholischen Territorien und insbesondere auch der Klöster zum aufgeklärten Diskurs lange Zeit nicht beachtet wurde, lag zudem auch daran, dass im 19. Jahrhundert der Katholizismus sich entschieden von der Aufklärung abgewandt hat und diese als protestantisch, rationalistisch und den Glauben zersetzend diffamiert und abgelehnt hat. So ist es das Anliegen des vorliegenden Bandes, diese Sichtweise am Beispiel des Reichsstifts Irsee zu korrigieren, dessen Gebäude seit 1983 als Sitz der Schwabenakademie dienen. Deren Gründungsgeschichte – erwachsen aus der Volkshochschulbewegung nach dem II. Weltkrieg – nach dem Auszug der Psychiatrie 1974 und anschließender Renovierung stellt Herzog in einem Beitrag am Ende des Buches vor. Aufklärung in kirchlichem Rahmen als „katholische Aufklärung“ habe eine wissenschaftliche und kulturelle Blüte hervorgebracht, auch in einem in Bezug auf die Wirtschaftskraft nur mittelstarken Kloster wie Irsee.

In einen Grundlegungsbeitrag zeigt Stephan Deutinger, dass die lange in der Historiographie vertretene Auffassung, Bayern sei, was naturwissenschaftliche Forschung angeht, völlig rückständig gewesen, eine inzwischen überholte wissenschaftsgeschichtliche Perspektive widerspiegelt, nach der alleine die Fachgeschichte teleologisch als Kette von Neuentdeckungen verstan-

den werde. Zeitenössisch müsse aber von einer Kultur des Anschauens und des Experiments ausgegangen werden, für die es, um sie aktualisieren zu können, systematisierter Sammlungen brauchte, dazu aber auch ein Netzwerk des Austausches über Korrespondenz und Journale. Entscheidend sei zeitgeschichtlich so der Bezug auf eine aufgeklärte oder aufzuklärende Öffentlichkeit. In dieser Perspektive komme den klösterlichen Sammlungen eine erhebliche Bedeutung zu. Die Verschränkung der Bayerischen Akademiebewegung mit der benediktischen Geistigkeit beschreibt Claudius Stein. Zu den 88 Gründungsmitgliedern gehörten auch elf Benediktiner und Ildephons Kennedy (1722–1804) aus dem Regensburger Schottenkloster wurde 1761–1801 deren Sekretär. Dennoch fremdelten die meisten der geistlichen Mitglieder schnell mit der Akademie, die als zu freigeistig galt, und zogen sich zurück, falls sie überhaupt jemals ernsthaft mitgewirkt hatten. Immerhin konnte die Akademie die Klöster aber zur Kooperation beim Großunternehmen der „*Monumenta Boica*“ gewinnen.

Einen Überblick über die Klostergeschichte des 18. Jahrhunderts gibt Johann Pörnbacher, nach dem Irsee ein gut funktionierendes Kloster gewesen sei, das sich der Wissenschaft geöffnet habe, ebenso wie „moderaten Reformen“. Als aufgeklärte Wissenschaftler werden vier Mönche vorgestellt. Ulrich Weis (1713–1763) hinterließ als Hauptwerk seine Abhandlung über die Verbesserung des menschlichen Verstandes, in dem er in antiperipatetischer Frontstellung sich dem englischen Empirismus öffnete, aber auch Christian Wolff rezipierte. Sinnlose scholastische Syllogismen sollten aufgegeben und stattdessen der Sinneserfahrung und der Mathematik der ihnen zukommende Raum gegeben werden. Er rezipierte John Lockes Theorem vom subjektiven Charakter der sekundären Qualitäten. Weis unterhielt zumindest losen Kontakt zu Lori und der Akademie, deren Gründungsmitglied er war. Nach seinem Tod rissen die Fäden Irsees

zu dieser fast völlig ab. Sein Schüler Eugen Dobler (1714–1796) verbrachte viele Jahre seines Ordenslebens als Lehrer oder Gast in Kremsmünster, damals eine Hochburg naturwissenschaftlicher Forschung und Sitz einer Ritterakademie zur Ausbildung des jungen Adels. Er unterrichtete vor allem Mathematik und wirkte dort als Kustos des „*Museum Mathematicum*“. Als Mathematikprofessor und Wolffianer an der Salzburger Benediktineruniversität wirkte Candidus Wehrle (1716–1770) von 1748 bis 1762. Vorher unterrichtete er am Irseer Hausstudium, wo er das von Dobler aufgebaute physikalisch-mathematische Kabinett weiter pflegte. Auch Wehrle zog sich schnell von der Akademie der Wissenschaften zurück. Ulrich Peutinger (1751–1817) schließlich gehörte zu den frühen Rezipienten Kants, der 1796 eine Kant weiterführende, aber auch kritisierende Offenbarungskritik drucken ließ.

Neben den Einzelpersonlichkeiten wird auch in einer weiteren Sektion die Irseer „*Infrastruktur des Wissens*“ behandelt. Die Bibliothek analysiert Stephan Keller und Christoph Paulus gibt einen Einblick in das gelehrte Kommunikationsnetzwerk, in das Irsee eingebunden war. Natürlich standen auch hier Weis, Dobler, Werle und Peutinger im Zentrum, dazu der damals berühmte Musiktheoretiker Meinrad Spieß (1683–1761). Für das Kloster war die Einbettung in das benediktinische Netzwerk ebenso zentral wie diejenige in die Gemeinschaft der schwäbischen Prälatenklöster.

Die mathematisch-naturkundliche Sammlung Irsees, für die Dobler wohl die entscheidenden Akzente setzte, analysiert Helmut Zedelmaier v.a. nach Reiseberichten. Der Musikkultur des 18. Jahrhunderts im Kloster nähert sich Franz Körndle an. Er kann sich dabei auf die „*Constitutiones diariae*“, aber auch auf Inventarlisten bei der Säkularisation stützen. Schließlich widmen sich Markwart und Elisabeth Herzog dem Irseer Mönch und Maler Magnus Remy (1674–1734), der in Irsee Kloster- und Pfarrkirche freskiert und mit Altarblättern versehen hat, aber auch für



das Franziskanerkloster in Kaufbeuren gewirkt hat, wo er Visionen der M. C. Höß umgesetzt hat (Schulterwundenheiland im Kerker, Heilig-Geist-Ikonographie).

Das facettenreiche Bild, das die Beiträge zeichnen, ist sicherlich verdienstlich. Dennoch fragt man sich, ob nicht der Begriff der Aufklärung hier mitunter allzu ubiquitär verwendet wird. Kann man ihn wirklich auch auf Leute anwenden, die sich selbst nicht als Aufklärer verstanden haben? J. Pörnbacher betont zurecht die Gefahr, die Kontinuität der „Aufklärung“ zum Barock nicht zu sehen (S. 97). Kann man denn Eusebius Amort wirklich einfach als

Aufklärer und Rationalisten charakterisieren, nur weil er den doch auch schon für einen gebildeten barocken Geistlichen überaus fragwürdigen übernatürlichen Ursprung der Visionen der Maria Creszentia Höß kritisch hinterfragte? Wenn jede Form von Gelehrsamkeit und Wissenschaft und jede Sammlung, die die Nützlichkeit der Klöster gegen die Aufklärung verteidigen wollte, selbst schon als aufgeklärt bezeichnet wird, ist dies mit einem doch recht ubiquitären und nichtssagenden Aufklärungsbegriff erkaufte. Hier sind Debatten noch weiter zu führen.

[2174]

*Klaus Unterburger*

### 3.3. 19./20. Jahrhundert / Zeitgeschichte (Nr. 2175–2178)

Wüstner: Das Leben und Wirken des Christoph von Schmid (Rupp) (Nr. 2175) – Morsey: Fritz Gerlich, ein früherer Gegner Hitlers (Huber) (Nr. 2176) – Weber: Handlungsspielräume [Dekanate Bayreuth und Coburg in der NS-Zeit] (Herz) (Nr. 2177)

WÜSTNER, DEBORAH: Das Leben und Wirken des Christoph von Schmid. – Aachen: Mainz Verlag, 2018. – 230 S., kart. – ISBN 978-3-8107-0295-1.

Das Weihnachtslied „Ihr Kinderlein kommet“ kennen wohl so gut wie alle von uns. Sehr viel weniger bekannt ist jedoch der Autor dieses Krippenliedes. Deborah Wüstner, evangelische Grundschullehrerin aus Dinkelsbühl, fokussiert im vorliegenden Taschenbuch das Leben und Wirken des Autors dieser Zeilen Christoph von Schmid (1768–1854), der in Dinkelsbühl geboren wurde, dort aufgewachsen ist, zum katholischen Priester geweiht wurde und nach verschiedenen Stationen im Pfarramt schließlich ab 1827 Domkapitular in Augsburg wurde. Bedeutsam wurde er jedoch vor allen Dingen durch die von ihm verfassten (Jugend-)Erzählungen, die ihm ein weites und sehr treues Publikum erschlossen und ihn so wohl zu einem der am meisten gelesenen

deutschen Autoren seiner Zeit machten, dessen Erzählungen in 24 Sprachen übersetzt wurden und die nicht wenige Kinder und Jugendliche seiner Zeit tief beeindruckt und geprägt haben, wie wir aus verschiedenen Zeugnissen wissen.

Diese Neuerscheinung, die sozusagen „pünktlich“ zum 250. Geburtstag Christoph von Schmid im August 2018 erschienen ist, weist folgende Gliederung auf: Im Vorwort richtet die Autorin den Blick auf eine vor dem St. Georgs-Münster in Dinkelsbühl stehende Statue ihres Protagonisten, um den Leser zu motivieren und neugierig zu machen auf die Person, die gleichsam hinter dieser Statue zu erkennen ist. Ein erstes großes Kapitel gilt dann „Kindheit, Jugend und Studienjahre (1768–1791)“ Christoph von Schmid (S. 11–48). Kapitel 2 läuft unter der Überschrift „Der Priester (1791–1854)“ (S. 49–81). Kapitel 3 ist überschrieben „Der Privatmann“ (S. 83–103). Kapitel 4 trägt die Überschrift „Der Pädagoge – Einordnung

der Lehrtätigkeit Schmid in das Volksschulwesen seiner Zeit“ (S. 105–136). Das ausführliche Kapitel 5 „Der Jugendschriftsteller – Erziehen durch Literatur“ (S. 137–200) nimmt dann die über die Zeiten wohl wirkmächtigste Tätigkeit Schmid in den Blick: Sein Wirken als Erzähler für die Jugend, der vor allem erzieherische Intentionen verfolgte. Kapitel 6 „Die Kinder bei der Krippe“ (S. 201–212) beschäftigt sich mit der Entstehungsgeschichte des oben erwähnten Krippenliedes, welches wohl der bekannteste Text Christoph von Schmid ist, den auch heute noch nahezu jedes Kind in unserem Sprach- und Kulturkreis kennt. Kapitel 7 behandelt den „großen Erfolg“ der Erzählungen von Schmid (S. 213–221). „Eine kurze Übersicht über das Leben von Christoph von Schmid und die Veröffentlichungen einiger seiner bekanntesten Werke“ sowie ein „Literaturverzeichnis“ komplettieren das vorliegende Werk.

Der Leser begleitet anhand der genannten Stationen Christoph von Schmid durch seine Vita, vom intakt-harmonischen Familienleben in seiner Dinkelsbühler Herkunftsfamilie mit den tiefgläubigen katholischen Eltern, über die Schul- und Studienzeit, in der er in Dillingen Schüler von Johann Michael Sailer (1751–1832) war, der zu seinem Mentor wurde und ihn tief beeindruckte, über seine Jahre im Pfarramt in Nassenbeuren, Seeg, Thannhausen und Oberstadion bei Ulm, bevor ihn dann die Berufung als für den Schulsektor zuständiger Domkapitular in Augsburg erreichte, wo er bis zu seinem Tod lebte.

Sehr früh schon erkannte Schmid die Bedeutung von Erzählungen in der Erziehung der nachwachsenden Generation. Immer hatte er in seinem Unterricht eine phantasievolle Erzählung für seine Schüler parat, die ihn richtiggehend darum anbetelten. Dies brachte Schmid schließlich auch auf die Idee, diese Erzählungen zu verschriftlichen und sie so einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Damit hatte er wohl seine eigentliche Berufung gefunden, und Erzählung um Erzählung verließ seinen

Schreibtisch. Die bekanntesten davon waren „Die Ostereier“, „Genovefa“, „Heinrich von Eichenfels“, „Rosa von Tannenburg“, „Das Blumenkörbchen“, „Der Weihnachtsabend“ und „Der gute Friedolin und der böse Dietrich“, die ihm ein großes Echo in der Lesewelt der Kinder und Jugendlichen eintrugen. Erstaunlich für die damalige Zeit ist wohl, dass seine Erzählungen sowohl im katholischen wie auch im protestantischen Milieu eifrig gelesen und rezipiert wurden, denn Schmid legte auf kontroverstheologische Fragen und konfessionelle Unterscheidungen keinen Wert – vermutlich ein Nachhall der bi-konfessionellen Struktur seiner Heimatstadt Dinkelsbühl, wo über Jahrhunderte die beiden großen Konfessionen ein verträgliches Miteinander praktizierten, was Christoph Schmid aber bisweilen im eigenen katholischen Lager kritische Rückfragen bescherte (vgl. S. 218). 1837 ernannte ihn der bayerische König Ludwig I. zum Ritter des Zivilverdienstordens der bayerischen Krone und erhebt ihn in den Adelsstand.

Lesen wir Heutigen die (Jugend-)Schriften von Schmid, so tun wir uns an nicht wenigen Stellen dieser Texte sehr schwer damit. Der sozusagen moralinsaure Zeigefinger des Autors bleibt nahezu die ganze Zeit erhoben, die Welt ist in Gut und Böse eingeteilt, wobei das Gute nahezu immer belohnt wird, während das Böse noch in dieser Zeit abgestraft wird. Die Erfahrung, die wir ja auch im Leben machen, dass das Böse eben doch von Erfolg gekrönt sein kann und das Gute in dieser Welt nicht zwingend belohnt wird, das lässt sich bei Christoph von Schmid kaum entdecken. Ganz ähnlich verhält es sich mit der hypertrophen Sentimentalität, von der die Schriften von Schmid richtiggehend „durchtränkt“ sind; auch damit tun wir Heutigen uns sehr schwer. Von Schmid ist darin natürlich voll und uneingeschränkt ein Kind seiner Zeit, die damit offensichtlich weniger Schwierigkeiten als wir hatte, sieht man sich den Verkaufs- und sonstigen Erfolg seiner Werke damals an.

Festzuhalten bleibt: Deborah Wüstner beschreibt dieses „Leben und Wirken des Christoph von Schmid“ so interessant, wie es verlaufen ist. Die Autorin hatte sich zuerst im Rahmen ihrer Staatsexamensarbeit an der Universität Würzburg mit Christoph von Schmid beschäftigt und hat dann während ihrer aktiven Zeit als Lehrerin dieses Wissen weiter und profund vertieft. In ihrer Buchveröffentlichung legt sie nun das eindrückliche und sehr lesenswerte Ergebnis ihrer intensiven, mehr als ein Jahrzehnt andauernden Beschäftigung mit Christoph von Schmid, seinem Leben und Wirken vor. Der Rezensent kann das Werk, dem eine breite Rezeption zu wünschen ist, ganz uneingeschränkt zur Lektüre weiterempfehlen.

[2175]

*Horst F. Rupp*

**MORSEY, RUDOLF:** Fritz Gerlich (1883–1934).

Ein früher Gegner Hitlers und des Nationalsozialismus. – Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2016. – 346 S., 27 s/w Abb., Festeinband. – ISBN 978-3-506-78398-1.

Im Jahr 1927 beschäftigte sich der evangelisch-lutherische Gemeindepfarrer Lic. theol. Matthias Simon (1893–1972) in einer Synodalarbeit mit dem die Zeitgenossen aufwühlenden und polarisierenden Phänomen der Bauernmagd Therese Neumann (1898–1962) aus dem Dorf Konnersreuth, das seinem Wirkungsort Arzberg unmittelbar benachbart war. Simon, SPD-Mitglied und späterer Direktor des Landeskirchlichen Archivs Nürnberg, tat dies selbstverständlich kritisch-distanziert, wie es sich gegenüber angeblichen Stigmatisierungen, mystischen Visionen und ekstatischen Verlautbarungen gehört. Für einen anderen Protestanten, der der „Res!“ ebenfalls auf die Schliche kommen wollte und dazu eigens im Herbst 1927 in die tiefe oberpfälzische Provinz anreiste, bedeutete die Begegnung mit der Ekstatikerin die Lebenswende: Fritz Gerlich (1883–1934), in seiner Geburtsstadt

Stettin „calvinistisch“ erzogen, wurde zu ihrem glühenden, auch intoleranten Apologeten. Ungewöhnlich genug, dies würde noch keine ausführliche Biographie rechtfertigen. Aber Fritz Gerlich ist nicht irgendwer: er war „Hauptschriftleiter“ der bedeutenden ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ (MNN), der Vorgänger-Zeitung der ‚Süddeutschen‘, die in den 1920er Jahren allerdings konservativ-katholisch-monarchistisch ausgerichtet waren. Und: Gerlich gehörte seit November 1923 zu den frühesten entschiedenen publizistischen Kämpfern gegen Hitler und die NSDAP. Bereits Anfang März 1933 wurde er verhaftet, immer wieder gefoltert und im Zuge des sog. Röhm-Putschs 1934 ermordet.

Der Historiker Rudolf Morsey, Kenner der Geschichte des politischen Katholizismus und seiner Protagonisten, der 2010 bereits eine umfangreiche Gerlich-Edition vorgelegt hat, bietet nun die bisher gründlichste und kritische, aber nicht schonungslose Biographie. Umsichtig zeichnet er Gerlichs Weg nach: vom verhinderten Nationalökonomie-Professor, über den Archivar im bayerischen Staatsdienst, nationalliberalen Verfechter Naumanns und späteren (erfolglosen) DDP-Parlamentskandidaten, den Verfechter einer eigentlich traditionell katholischen Naturrechtslehre, den kriegerischen Propagandisten imperialer Annexionen zum Verteidiger von Recht und Ordnung gegen alles Revolutionäre. Hatte sich Gerlich als „Marxistentöter“ zunächst gegen „die Roten“ gewandt, so nahm er als Unterstützer Gustav von Kahrs nach dem Hitler-Putsch die Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten auf. In den guten Jahren der Weimarer Republik entwickelte sich der einflussreiche Münchner Chefredakteur, seit 1924 parteilos, zur „Stütze einer politischen Mitte-Rechts-Position“.

Morsey verschließt bei aller spürbaren Hochschätzung – anders als Gerlichs erster Biograph Erwein von Aretin – nicht die Augen vor den persönlichen Schattenseiten Gerlichs: seiner notorischen, jähzornigen Unbeherrschtheit, der Aggressivität seiner

Worte – die z.B. auch den Resl-skeptischen Regensburger Bischof Buchberger trafen – und seinem maßlosen Alkohol-, Kaffee- und Zigarrenkonsum. Auch die Kälte gegenüber seiner ihm intellektuell unterlegenen Frau, mit der er 1920 die Ehe eingegangen war, wird deutlich. Gerlich befand sich in einer schwierigen Situation war, als er 1927 in Konnersreuth sein „Damaskus“ erlebte; 1931 konvertierte er offiziell zum römischen Katholizismus. Gerlich verstand Therese Neumann als „himmlisches Auskunftsbüro“, das ihm Antworten gab auf drängende persönliche und politische Fragen. Für sie veröffentlichte Gerlich eigene „Studien“, die ihre Glaubwürdigkeit untermauern sollten, faktisch aber die eigene untergruben. Als MNN-Chefredakteur entließ man ihn 1928 gegen eine finanzielle Abfindung, auch weil die MNN-Eigentümer aus der Schwerindustrie einen stärkeren Rechtskurs einschlagen wollten.

Gerlich setzte nun seinen publizistischen Feldzug gegen Hitler auf eigene Faust fort. Sein Unterstützer Fürst Erich von Waldburg-Zeil (1899–1953) war bereit, dafür sein Vermögen einzusetzen. Das von ihnen erworbene Boulevardblatt ‚Der Illustrierte Sonntag‘, später unter dem Titel ‚Der gerade Weg‘ (vgl. Apg 9,2) vertrieben, wurde 1930 ihr Publikationsmedium, um Hitler und die Nationalsozialisten polemisch, oft auch an und jenseits der Grenze des guten Geschmacks zu attackieren. Er konnte aber auch Brüning, Schleicher und Papen hart kritisieren, die Kommunisten sowie so. Diesen leidenschaftlichen Kampf gegen „Hetzer, Verbrecher und Geistesverwirrte“ zeichnet Morsey ausführlich nach, genauso auch Gerlichs letzte politische Interventionen nach der sog. Machtergreifung und dem Ermächtigungsgesetz sowie die Haft und den letzten Leidensweg in der Gewalt der Nationalsozialisten.

Sein bis zur Selbstaufopferung gehender Kampfeswille gegen Hitler gründete sich auf der religiösen Erfahrung, die ihm in der Begegnung mit der stigmatisierten Ekstatikerin Therese Neumann von Konnersreuth zuteil

wurde. Deren vorsichtige Äußerungen auf seine konkreten Anfragen hin wollte er jedesmal als sichere Anweisungen für ein unterschiedenes Tun verstehen. Sachlich kämpfte Gerlich für eine humane, der Wahrheit und dem Recht verpflichtete Gesellschaft und einen Staat, der auf die Maßgaben des (katholisch aufgefassten) „Naturrechts“ aufgebaut war. Es erstaunt nicht, dass der Polemiker und religiöse Eiferer Gerlich lange Zeit nicht die Anerkennung für seinen Widerstand gegen den Nationalsozialismus gefunden hat. Die vorliegende Biographie, beschlossen durch ein mit Sachstichwörtern angereichertes Personenregister, stellt m.E. eine seiner historischen Bedeutung angemessene Würdigung seiner Person dar. Dass im Dezember 2017 durch die Erzdiözese München das Seligsprechungsverfahren für den vormaligen „Calvinisten“ eingeleitet wurde, vermerkt man mit gemischten Gefühlen. [2176]

*Wolfgang Huber*

**WEBER, LIESA:** Handlungsspielräume und Handlungsoptionen von Pfarrern und Gemeindegliedern in der Zeit des Nationalsozialismus. Eine vergleichende Studie für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern anhand der oberfränkischen Dekanate Bayreuth und Coburg. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2019 (= FKDG 119). – 495 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-647-56466-0.

Die Verfasserin möchte in dieser Arbeit Handlungsspielräume und Handlungsoptionen von Pfarrern und Gemeindegliedern in zwei Dekanaten untersuchen, die stark protestantisch geprägt waren und gleichzeitig eine hohe Affinität zum Nationalsozialismus aufwiesen. Möglichkeiten und Grenzen für Widerstand in einer derartig strukturierten Region sollten erarbeitet werden.

Auf eine Einleitung, die sich mit Ansatz und Fragestellung, dem Forschungsstand, der Methode und dem Vorgehen der Arbeit beschäftigt, folgt im zweiten Kapitel der

Blick auf Weichenstellungen, die in der Weimarer Republik in den beiden Dekanaten erfolgten. Die Kapitel drei bis sieben widmen sich dann dem eigentlichen Thema. Kapitel 3 beschreibt die Zustimmung und die Anpassung der Pfarrer an die Ideologie des Nationalsozialismus, Kapitel 4 Konfliktfelder von Kirche und NS-Staat. Kapitel 5 zeichnet die landeskirchlichen Auseinandersetzungen mit den Deutschen Christen nach, Kapitel 6 die mit der „Deutschgläubigen Bewegung“. An Kapitel 7, das die Haltung der Kirche gegenüber den vom Nationalsozialismus verfolgten Juden thematisiert, schließt sich die Auswertung an. Erschlossen wird das gewichtige Werk durch ein Abkürzungs-, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personen- bzw. Ortsregister.

Die Arbeit stützt sich auf eine breite, vielfältige Materialbasis und schöpft aus der umfassend herangezogenen Forschungsliteratur. Die Verfasserin hat nach eigener Aussage in ihr Werk viele bis dahin noch ungesichtete und unveröffentlichte Archivalien integrieren können. Die Materialfülle, die zu den jeweiligen Punkten präsentiert wird, ist so enorm, dass darunter bisweilen der Lesefluss etwas leidet. Alle Fakten werden belegt, Schlussfolgerungen und eigene Analysen heben sich davon deutlich ab.

In ihrem Fazit (S. 424f) gelangt die Autorin zu dem wenig überraschenden Ergebnis, dass sich die Handlungsspielräume in den einzelnen Kirchengemeinden durchaus unterschiedlich gestalteten. Sie hingen von lokalen Besonderheiten und den Eigentümlichkeiten der Akteure vor Ort ab. So seien in den beiden untersuchten Dekanaten bereits vor 1933 Weichen entscheidend gestellt worden für durchaus verschiedene Entwicklungen. Grundsätzlich habe sich die Kirche gegen Angriffe auf ihr Bekenntnis und Eingriffe in das kirchengemeindliche Leben erfolgreich zur Wehr gesetzt, jedoch habe es in der überwiegenden Anzahl der Fälle keine prinzipielle Oppositionshaltung, geschweige denn eine aktive Widerstandshaltung gegen den NS-Staat und seine

Ideologie gegeben. Die Mehrzahl der Pfarrer und Gemeindeglieder in den beiden untersuchten Dekanaten habe „den Nationalsozialismus nicht als eine fundamental im Widerspruch zum christlichen Glauben stehende, Menschen verachtende Ideologie wahr[genommen]“ (S. 425).

Wie sehr Konfliktfälle zwischen Kirche und Parteigremien vom individuell-menschlichen Faktor geprägt waren, zeigen die Biographien zweier Pfarrer: Der eine, Friedrich Lochner, Pfarrer in Ebersdorf bei Coburg, führte eine Auseinandersetzung darum, ob ein aus der Kirche ausgetretener SS-Oberscharführer ein kostenloses Ehrengrab auf dem örtlichen Friedhof erhalten solle (S. 222–228). In einem Brief bezeichnete er den Bürgermeister, der darauf drang, als „Querulanten“. Dies hatte für ihn keine Folgen, wohl weil er NSDAP-Mitglied und ein DC-Pfarrer war, aber auch weil der so beschuldigte Bürgermeister auf eine Anzeige verzichtete. Galt ein Pfarrer der Partei aber als nicht regimetreu, so konnten schon geringere Anlässe für ihn gefährlich werden. Wolfgang Niederstraßer, Pfarrer in Warmensteinach, hatte im Sommer 1942 in einem Gottesdienst den 13-Punkte-Plan kritisiert, durch den der Gau Wartheland zu einem NS-Mustergau werden sollte, in dem die Kirche lediglich Vereinscharakter haben sollte. Er wurde deshalb wegen Vergehens gegen den Kanzelparagraphen und Verstoßes gegen das „Heimtückegesetz“ angeklagt und noch in den letzten Kriegstagen 1945 in das KZ Dachau eingeliefert, aus dem ihm kurz darauf jedoch die Flucht gelang (S. 170–173).

Prinzipiell bietet die Arbeit mit solchen Beobachtungen in der Summe keinen grundsätzlich neuen Befund. Jedoch hat die Autorin ihre Ergebnisse für die beiden Dekanate Bayreuth und Coburg mit umfangreichem Quellenmaterial belegt und einem interessierten Publikum zugänglich gemacht. Hauptsächlich darin liegt die Bedeutung dieses Werkes. Positiv fallen die sorgfältige Endredaktion auf, der fast keine Fehler ent-

gangen sind (mehrfache Ausnahme: Hermann Göhring statt Göring, z.B. S. 174 und S. 178), das detaillierte Inhaltsverzeichnis sowie die akribisch erarbeiteten Register, die

das Buches hinsichtlich spezieller Themen, Personen (Kurzbiogramme) oder Orte bequem erschließen.

[2177]

Ulrich Herz

#### 4. Kunst- und Kulturgeschichte (Nr. 2178–2180)

Brandt: Die Patene im Hochmittelalter (Keller) (Nr. 2178) – Barnes: Die deutschen Kalenderschreiber ... 1531 – 1630 (Keller) (Nr. 2179) – Blume: Der neue jüdische Friedhof Fürth (Herz) (Nr. 2180)

**BRANDT, MIRJAM:** Die Patene im Hochmittelalter. Theologie im Bild – Bild in der Liturgie. – Regensburg: Schnell & Steiner, 2019 (= *EIKONIKÁ. Kunstwissenschaftliche Beiträge* 9). – 360 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-7954-3459-5.

Der prächtige Band geht zurück auf eine kunstgeschichtliche Dissertation, die von der Universität Bonn angenommen worden ist. „Erstmals werden mit dieser Arbeit die Patenen des 11. bis 13. Jahrhunderts in den Fokus gestellt. Neben Form und Materialität werden auch Gebrauch und bildliche Gestaltung analysiert.“ (Umschlagtext)

Der Band hat zwei Teile: Hier wird untersucht, was eine Patene ist und welchen Stellenwert sie in der Liturgie der damaligen Zeit hat. Dieser Teil mündet in ein klar umrissenes „Fazit“ (S. 202–205). Die Patene kann selbst als Bild bezeichnet werden. „Im theologischen Verständnis des Mittelalters ist die Sichtbarmachung des realpräsenten Gottesohnes von größter Bedeutung. Wenn Gregor der Große mit dem *Sanctus* der Messfeier eine Vision des zur Erde geöffneten Himmels verbindet und Nikolaus Mesarites im Kuppelbild den sich herabneigenden Pantokrator sieht, so beschreiben beide den Blick zum Himmel. Die Bilder der Patenen transportieren ebendiese Himmelsvision und übersetzen sie ins Kleinformat der Goldschmiedekunst. Der Blick zum Himmel ist aber ebenso der Blick auf die Eucharistie.

Deren eigentliche Substanz als Leib Christi und damit Christus selbst sowie das durch ihn verheißene Heil im Reich Gottes wird mittels der Patenenbilder dem Gläubigen vor Augen gestellt. Auf diese Weise zeigt die Patene ein Stück vom Himmel.“ (S. 205)

Der Katalogteil zu den untersuchten Einzelobjekten zeigt 57 Nummern. Es werden jeweils Patenen mit Kelchen oder anderen zugehörigen Gegenständen abgebildet und einzeln besprochen. Das Einzugsgebiet, aus dem diese Objekte kommen, ist ganz Europa. Aufbewahrt werden Einzelstücke heute auch in Amerika, aber die Herkunft ist von der Aufbewahrung nicht entkräftet. Unter den Grabpatenen, die besprochen werden, ist auch eine Patene, die in den Kunstsammlungen der Veste Coburg aufbewahrt wird (S. 52). Ein Kelch und Patene aus Neustadt am Rübenberge wird heute im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg aufbewahrt (S. 286f). Sehr eindrucksvoll sind auch eine Patene mit Kelch aus dem Domschatz von Fritzlar (S. 239–241). Auch Objekte aus der Schatzkammer der Residenz in München und der Bayerischen Staatsbibliothek in München sind abgebildet (S. 55 und 57) und ausgewertet. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf diese Objekte einzeln einzugehen. Die Begrenzung auf die ausgewählte Epoche legt die Kriterien für die Zahl der untersuchten Geräte fest, die natürlich nur unter besonderen, günstigen Umständen bis heute erhalten sind.

Der sehr sorgfältig gearbeitete großformatige Band wird abgeschlossen durch Literaturverzeichnis, Quellenverzeichnis, Abbildungsnachweise und Register. Die Autorin hat in der im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegebenen kunstwissenschaftlichen Beiträge-Reihe ein Werk vorgelegt, das hohen ästhetischen Ansprüchen genügt. Es macht Freude, sich in diesen Band zu vertiefen und daraus vieles zu lernen.

[2178]

*Rudolf Keller*

**BARNES, ROBIN B.:** Die deutschen Kalenderschreiber im Zeitalter der Konfessionsbildung 1531 – 1630: Register und Analyse. – Jena: Verlag HKD, 2018 (= Acta Calendariographica. Forschungsberichte 7) – 70 S., geb., Festeinband. – ISBN 978-3-941563-19-3.

In der Kalenderforschung ist dieser Band besonders bemerkenswert, denn er verzeichnet – auf langer Forschungsarbeit beruhend – die Namen der Personen, die im genannten Zeitraum Kalender erarbeitet haben. Die Möglichkeiten der online-Recherche haben ihn dabei zwar eingeholt, aber er hat seine älteren Forschungen dadurch weiter absichern und ergänzen können. Die Autopsie in Archiven und Bibliotheken ist online eben doch nicht zu ersetzen. Es waren überwiegend Gelehrte evangelischen Glaubens, die sich der Kalender annahmen. Etwa 390 Namen werden in diesem Register verzeichnet mit Beruf, Hauptort und Publikationsort. Nicht wenige Pfarrer sind darunter.

Als Beispiel greife ich Martin Chemnitz (S. 18) heraus, für den als Hauptort Wittenberg und Königsberg und als Publikationsort Königsberg und als Beruf Pastor genannt werden. Chemnitz war von 1550 bis 1553 Bibliothekar bei Herzog Albrecht von Preußen in Königsberg. Bekannt geworden ist er später als Superintendent in Braunschweig von 1567 bis 1584 und ein um die Konkordienformel der lutherischen Reformation und

die Auseinandersetzung mit dem Konzil von Trient (Examen concilii Tridentini) hoch verdienter Theologe. Das hier vorliegende Register verzeichnet jedoch nur die Namen und die Wirkungsorte, die im Kalenderezusammenhang von Bedeutung sind. Der Benutzer muss die Brücken zur weiteren Bedeutung der Kalendermacher als Gelehrte in ihrer Zeit selbst erschließen, muss also ahnen, dass es lohnend sein könnte, über einen Namen zu recherchieren. Diese Arbeit wurde dem Benutzer durch den Autor nicht abgenommen.

Barnes ist ein amerikanischer Historiker, der sich durch wichtige Publikationen über den Endzeitdiskurs der Reformationszeit verdient gemacht hat. Er weist in seinem Vorwort ausdrücklich darauf hin, dass die „bahnbrechende Arbeit von Klaus Matthäus“ (dem Erlanger Buchhändler) ihn zu diesen Studien sehr ermutigt habe (S. [7]).

Er kommt zu dem Ergebnis: „Aus den Kalendern und Praktiken des 16. und frühen 17. Jahrhunderts können wir über die Kultur der deutschen Reformation und ihre weiteren Konsequenzen noch viel lernen. Aus dem gleichen Grund können wir viel breitere und tiefere Perspektiven auf die frühe Entwicklung dieser hoch populären Publikationen gewinnen, indem wir die religiösen Weltanschauungen ernst nehmen, die die weitaus größte Zahl von ihnen geprägt hat“ (S. 49). – Der Band wird abgeschlossen mit der Abbildung von 20 verschiedenen Titelseiten von Kalendern und Praktiken, sehr imposanten druckgraphischen Darstellungen, die etwas ahnen lassen vom Geist dieser Literaturgattung.

Ein anregender Band, freilich ein Band, in dem Daten gesammelt werden, die auf einer bestimmten Spur nur zusammengetragen worden sind, die sich aber dem Leser erst durch weitere Bearbeitung erschließen, wie ich am Beispiel von Chemnitz gezeigt habe. Die Tatsache allein, dass er in seiner Zeit mit der Erstellung von Kalendern beschäftigt war, würde ja nichts zu erkennen geben, was sonst noch zu dieser Person und ihrem Wirken zu sagen ist und – auf lange Sicht gesehen – mehr Gewicht hat als seine Erstellung

von „Kalendern“, was auch immer sich damit unmittelbar alles verbunden haben mag. Leichte Kost ist diese Lektüre nicht, aber für Spezialisten eine Fundgrube, die sich auch noch erweitern ließe.

[2179]

*Rudolf Keller*

BLUME, GISELA NAOMI: Der neue jüdische Friedhof in Fürth. Geschichte – Gräber – Schicksale. – Nürnberg: Gesellschaft für Familienforschung in Franken, 2019 (= Personengeschichtliche Schriften der GFF 12). – 736 S., Festeinband. – ISBN 978-3-929865-75-2.

Die ausgewiesene Kennerin der jüdischen Friedhofskultur in Franken, hat ein in jeder Hinsicht gewichtiges Werk vorgelegt. Mit über 2,5 kg liegt es schwer in der Hand und auch sein Inhalt ist beeindruckend. Frau Blume zeichnet die Geschichte dieses Friedhofes von seinen Anfängen, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen, bis in heutige Zeit. Dies geschieht durch eine kurze, doch äußerst informative Einführung über seine Geschichte (S. 11–30), aber hauptsächlich durch das „Gräber und Schicksale“ überschriebene Kapitel (S. 31–708). In diesem Hauptteil stellt sie, wie sie selbst im Vorwort schreibt, „die Gräber und Lebensläufe von 1.075 jüdischen Fürthern“ vor. So werden „zusammen mit den im alten Friedhof Bestatteten und den Opfern der Shoah Schicksale und Familienzusammenhänge der Fürther Juden in nahezu 350 Jahren bewahrt“ (S. 9).

Der Gefahr, dass die Leser und Leserinnen dabei von der Fülle der über sie hereinbrechenden Daten und Informationen erdrückt werden, entgeht Blume durch den klar strukturierten Aufbau der einzelnen Artikel zu den jeweiligen Gräbern und Schicksalen. Die generelle Anordnung ist eine geographische. Nacheinander werden insgesamt sieben Grabfelder präsentiert, in denen jeweils die einzelnen Gräber der Reihe nach vorgestellt werden, geordnet nach Grabreihen. Dies geschieht zu jedem einzel-

nen Grab bzw. Schicksal auf dieselbe Art und Weise. Zuerst wird die Lage des Grabsteins exakt beschrieben (z.B. Feld III.2, Reihe 1). Es folgen ein sehr schönes Foto des Grabsteins, die Wiedergabe des deutschen Textes des Grabsteins und – falls vorhanden – die des hebräischen. Dann wird die bestattete Person in tabellarischer Form vorgestellt (Vorname, Nachname, bei Frauen Geburtsname; Geburtsdatum und -ort; Name, Geburtsdatum und -ort der Eltern; Datum und Ort der Eheschließung und Name des Ehepartners; falls ermittelbar Stand/Beruf; Name, Geburtsdatum der Kinder mit Hinweis auf eventuelle Opfer der Shoah; unterschiedliche Wohnungen des Bestatteten mit entsprechenden Zeitangaben; exakter Todeszeitpunkt nach dem christlichen und jüdischen Kalender; Zeitpunkt der Bestattung). Anschließend wird in einem kurz gehaltenen fortlaufenden Text die Biographie der Bestatteten und eventueller Angehöriger teilweise unter Zitierung zeitgenössischer Quellen, gelegentlich veranschaulicht durch weiteres Bildmaterial, entwickelt. Um familiäre Zusammenhänge herzustellen, verweist Frau Blume an geeigneter Stelle immer wieder auf andere Gräber des Alten und Neuen jüdischen Friedhofs. Abschließend werden noch die verwendeten Quellen genannt.

Die akribisch recherchierten Einzelschicksale ergeben in der Gesamtschau wie zusammengefügte Puzzlesteine ein Bild jüdischen Lebens in wirklich all seinen Facetten in Fürth mit dem Schwerpunkt auf der Zeit des Nationalsozialismus. Immer wieder ist von Shoah-Opfern die Rede; deshalb bleiben auch manche reservierten Gräber leer. Die Lektüre macht deutlich, welche Lücken der nationalsozialistische Rassenwahn in die jüdische Gemeinde Fürth gerissen hat. Ebenfalls klar wird aber auch, dass es den Nationalsozialisten nicht gelang, das jüdische Leben in Fürth auszurotten. Bereits am 28. Mai 1945 fand hier wieder die erste Bestattung nach dem Ende der NS-Zeit statt.

Aber der Reihe nach: Im Kaiserreich und in der Weimarer Republik waren Fürther Ju-



den angesehene und geschätzte Glieder der Gesellschaft wie der Rabbiner Mordechai Markus Faust, der, als er 1929 seinen 95. Geburtstag feierte, von allen Seiten beglückwünscht wurde (S. 134f). Dass viele Juden in Fürth sich assimiliert hatten, sieht man daran, dass sie im Ersten Weltkrieg Militärdienst leisteten wie z. B. Nathan Max Holzinger, der sich 1915 freiwillig zu den Fliegern meldete und aufgrund von Materialversagen abstürzte. Seine Eltern ließen seinen Leichnam nach Fürth überführen, wo er am 19. September 1917 bestattet wurde (S. 178f). Wiederholt traten Fürther Juden auch als generöse Spender in Erscheinung wie Adolf Heymann, der mehrfach größere Summen spendete und z.B. 1910 den Volksbildungsverein mit 10.000 Mark unterstützte (S. 241f). Die Mutter von Karl Benno Königsberger rief nach dem Tod ihres Mannes 1902 eine Stiftung von 6.000 Mark ins Leben, deren Zinsen jährlich zu gleichen Teilen an zehn christliche und fünf jüdische Arme verteilt werden sollten (S. 665). Und die Brüder Max und Eduard Mohr spendeten im Januar 1923 100.000 Mark für Kleinrentner (S. 370).

Dieses jüdisch-christliche Zusammenleben nahm 1933 ein abruptes Ende. Jetzt erzählen die Grabsteine und Biographien ganz andere Geschichten. Der nationalsozialistische Rassenwahn ist allgegenwärtig. Der im Jahr 1998 bestattete Jakob Salzträger verlor insgesamt 44 Angehörige durch die Shoah (S. 212). Mehrfach begingen Fürther Juden Selbstmord, um der drohenden Deportation zu entgehen wie Elise Rosenfelder (S. 357), Bertha Cohn (S. 647) oder Dr. Leopold Daniel. Letzterer hatte sich vergeblich um die Auswanderung bemüht, versuchte der Deportation durch Untertauchen zu entgehen, wurde aber gefasst und inhaftiert. Er erhängte sich im Gefängnis. Seine Bestattung am 30. August 1943 war die letzte vor der Auslöschung der alten Kultusgemeinde (S. 463). Wenn Fürther Juden überlebten, dann oft in „privilegierter Mischehe“, wie es in der NS-Diktion hieß. So überstanden z.B. Meir Max Lambert Stern (S. 293f) und Leo Rosenthal

(S. 321f) die Jahre bis 1945. Beide waren mit nichtjüdischen Frauen verheiratet. Bereits im Sommer 1945 wurden beide zusammen mit Bernhard Früh von der US-Militärregierung als „Jüdisches Komitee“ eingesetzt. Im Februar 1946 wurde die Kultusgemeinde neu gegründet mit Max Stern als Präsidenten, Leo Rosenthal als Vizepräsidenten und Bernhard Früh als 3. Vorsitzendem und Schatzmeister. Das jüdische Leben in Fürth begann wieder und entwickelte sich, blieb aber nicht ungefährdet. So findet sich auf dem Friedhof das Grab des aus Fürth stammenden und 1970 verstorbenen Siegfried Offenbacher, der zu der Zeit im jüdischen Altersheim in München lebte. Dort wurde er Opfer eines Brandanschlags, der das Treppenhaus blockierte. Die Tat konnte nie aufgeklärt werden; man vermutete arabische Täter. Hoffnungsvoller stimmen den Leser dann doch andere Schicksale. So kam die Tochter des 1936 verstorbenen Ernst Arnstein 1995 auf Einladung der Stadt nach Fürth (S. 699). Die 1921 in Fürth geborene Bella Rosenkranz, die sich z.B. für aus der Sowjetunion gekommene Gemeindeglieder engagierte, wurde 2011 mit dem Ehrenbrief der Stadt Fürth honoriert; nach ihrem Tod 2017 wurde sogar eine Straße nach ihr benannt (S. 707).

So erzählen ganz unterschiedliche Biographien die Geschichte der Fürther Juden. Sucht man nach konkreten Personen oder Orten, so wird man im Anhang fündig beim Namensindex der Bestatteten und dem Index der zeitweise in jüdischem Besitz befindlichen Häuser, dem die Namen der auf dem Friedhof Bestatteten und die Grabnummern zugeordnet sind. Eine schnelle Erschließung ist also problemlos möglich. Zudem ist das Buch sehr sorgfältig redigiert, qualitativ hochwertig gestaltet mit durchwegs sehr schönen Fotografien, die das doch teilweise sehr düstere Thema etwas aufhellen. In der Summe ein phantastisches Buch, das zum Schmöckern einlädt und das ein absoluter Gewinn für die Geschichte Fürths und seiner Juden ist.

[2180]

*Ulrich Herz*